



58

JANUAR/FEBRUAR 1962

WERKMITTEILUNGEN

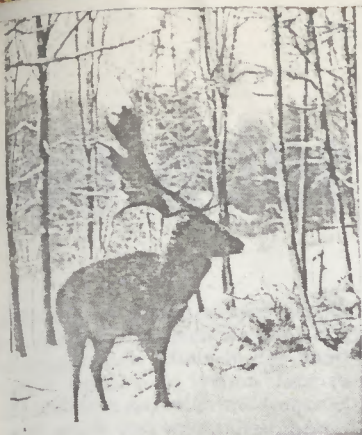


Foto: Thielbeer

Beruf?

Auch wenn die Flocken fallen, ist es schön im Wald, wo der Großstädter Ruhe und Erholung findet. Das scheue Wild ist im Winter besonders zutraulich.

Was ist uns lieber:

- | | | |
|-------------------|----|-----------------------------|
| Harry Koplin | 3 | Job oder Beruf? |
| * | 4 | Dem Nachwuchs eine Chance |
| * | 8 | Erfahrung |
| | | und Erfahrungsaustausch |
| * | 8 | Vorschlagwesen im Vormarsch |
| E. W. Güsa | 10 | Die Vorteile |
| | | des Gemeinsamen Marktes |
| Siegfried Stark | 10 | Unfälle sind keine Zufälle |
| Sofi-Irene Kleine | 16 | Kleine Winterreise |
| | | in den Schwarzwald |
| * | 18 | Für die Hausfrau |
| * | 19 | Aussteuer - steuerfrei |
| Jürgen Fränzl | 20 | Wohin der Wind sie trieb |
| * | 26 | Der Giftzahn |
| | | und seine Gefahren |

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Gustaf Bischoff (Hauptabteilung Sozialwesen) ·

Erscheinungsweise: sechswöchentlich · Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal · Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

Job oder Beruf?

Die Unrast der Arbeitnehmer hat sich in den vergangenen Jahren wie eine Epidemie ausgebreitet. Allein in der Bundesrepublik wurden im letzten Jahr rund sechs Millionen Arbeiter und Angestellte von ihr erfaßt und wechselten ihren Arbeitsplatz. Statistiker haben errechnet, daß jeder siebte Arbeitsplatz jährlich mit einer neuen Kraft besetzt werden muß. Dieser lebhafte Stellenwechsel kommt natürlich nicht von ungefähr. Die Hochkonjunktur hat seit drei Jahren Lücken auf dem Arbeitsmarkt in einem Ausmaß verursacht, wie wir sie in unserer wirtschaftlichen Entwicklung noch nicht gekannt haben. Die Arbeitsämter meldeten vor einigen Wochen einen Höchststand von fast 570 000 offenen Stellen. Der Anreiz, mit dem Arbeitsplatzwechsel zu einem besseren Job zu kommen, ist also recht groß. Ob man allerdings wirklich immer eine Verbesserung dabei einhandelt, stellt sich meistens erst hinterher heraus. Schonmanch einer mußte mit einem etwas besser bezahlten Arbeitsplatz schwierigere Arbeitsbedingungen oder ein schlechteres Betriebsklima in Kauf nehmen, oder er hatte nicht beachtet, daß im neuen Betrieb geringere Sozialleistungen geboten werden, die oftmals den leichten Mehrverdienst wieder aufheben. So ist es nicht verwunderlich, daß mancher nicht nur einmal im Jahr seine Stellung wechselt, sondern drei- oder sogar viermal.

Die Untersuchungen der Fluktuation zeigen ferner, daß sich fast die Hälfte der sechs Millionen Wanderlustigen außer einem anderen Betrieb auch einer völlig anderen Tätigkeit zuwandte. Ein Wechsel von gelernter zu ungelernter Arbeit bildet dabei keine Ausnahme, denn seitdem der Wert einer Beschäftigung nach seiner Bezahlung beurteilt wird, ist eine ungelernte Arbeit keine Tätigkeit minderer Klasse mehr. Diese Ansicht ist längst veraltet. Ein ungelernter Verladearbeiter kann heute mehr verdienen als ein junger kaufmännischer Angestellter nach dreijähriger Berufsausbildung und dem Besuch einer höheren Schule, und ein Industriearbeiter, der nur wenige Handgriffe am Fließband zu beherrschen braucht, trägt eine gefülltere Lohntüte nach Hause als der Friseur, der sich nicht nur in einer gut fundierten Lehre entsprechende Fachkenntnisse angeeignet hat, sondern auch noch besondere Geschicklichkeit beweisen muß.

Es läßt sich nun lange über die Bedeutung der ideellen Werte der Arbeit diskutieren, die bei der Aufgabe eines erlernten Berufs natürlich verlorengehen. Tatsache ist, daß unser Wirtschaftswunder einen ungeheuren Drang nach höherem Lebensstandard ausgelöst hat, der vornehmlich die Jugend ergriffen und zu einem immer weiter um sich greifenden „Job-Denken“ geführt hat, das offenbar weitaus stärker ist als alle Gefühle des Berufsstolzes und der Betriebstreue. Neben vielen vorteilhaften

Erkenntnissen auf den Gebieten der Technik und Wirtschaft, die nach dem Krieg aus Amerika importiert wurden, hat auch dieses Job-Denken, das in den USA schon seit Jahrzehnten verbreitet ist, bei uns Eingang gefunden und bei der Auslösung der „Massenwanderung“ entscheidend mitgewirkt.

Betrachtet man nun die einzelnen Wirtschaftszweige genauer, stellt sich heraus, daß den stärksten Zulauf die Industrie aufzuweisen hat und die größte Abwanderung die Landwirtschaft. Selbst das Handwerk besitzt unter seinen Jugendlichen eine beachtliche Zahl an Überläufern. Sogar viele „kleine Geschäftsleute“ geben ihre Selbstständigkeit auf und tauschen im Großbetrieb einen vielleicht etwas geringeren Verdienst mit einer geregelten Arbeitszeit ein.

Untersucht man die Entwicklung dieser Bewegung auf dem Arbeitsmarkt eingehender und forscht dabei nach den Ursachen, kommt man zu folgendem Ergebnis. Als vor etwa fünf Jahren die Zahl der offenen Stellen anstieg, setzten die ersten bedeutenden Kündigungen seitens der Arbeitnehmer ein. Es handelte sich zunächst um Mitarbeiter, die fünf, sieben oder noch mehr Jahre einem Betrieb angehört hatten und nun einen triftigen Anlaß sahen, der ihr Leben grundlegend verbessern konnte. Sie hatten Gelegenheit, in einem anderen Betrieb in ihren ursprünglichen Beruf oder in die spezielle Branche zurückzukehren, in der sie als Heimkehrer oder Flüchtling unmittelbar nach Kriegsende oder nach der Währungsreform noch keine Beschäftigung wieder erhalten konnten. Manche hatten sehr weite Arbeitswege und fanden nun eine Beschäftigung in ihrem Wohnort, wieder andere lebten von ihren Familien getrennt und konnten durch Umsiedlung die Familie zusammenführen. In letzter Zeit sind es die einberufenen Jugendlichen, die bei der Bundeswehrausbildung ihren Interessenkreis erweitert haben und nach der Rückkehr eine andere Beschäftigung aufnehmen.

Soweit ist der Wunsch nach Veränderung durchaus verständlich. Wenn wir uns jedoch den rapide angestiegenen Arbeitsplatzwechsel der letzten drei Jahre ansehen, bietet sich uns ein ganz anderes Bild. Es zeigt, daß weit über die Hälfte aller männlichen Arbeitnehmer, die im Bundesgebiet in den letzten 12 Monaten eine neue Arbeit aufnahmen, noch vor Ablauf eines Jahres abermals kündigten. Welche Gründe verursachen so ungewöhnlich kurze Arbeitsverhältnisse? Zunächst muß man berücksichtigen, daß heute kaum noch qualifizierte Arbeitskräfte den Stellenmarkt bevölkern. Es wird sich also in der Probezeit bei vielen Neueingestellten erweisen, daß sie den Arbeitsanforderungen doch nicht gewachsen sind. Hier wird das Verhältnis durch den Arbeitgeber gekündigt. Die Gründe, die den Arbeitnehmer selbst zu einer so

Aus einem
„Brevier für Vorgesetzte“

Der Blick für die Eigenschaften kommt aus der großen Schule für Menschenkunde. Da er die menschliche Natur zwanzig Jahre lang täglich in Hunderten von Exemplaren brauchte, sagt die Historie von einem großen Franzosen, war seine subtilste Kenntnis Grundbedingung seines Erfolges. Unter allen Materien, die er beherrschte, sei ihm das menschliche Herz am besten vertraut gewesen.

Man braucht nicht Industriepsychologe zu sein, um im Betrieb oder im Büro zu sehen, daß neben Aufrichtigkeit und bestem Arbeitswillen auch spärliches Strebertum und vorgetäuschte Leistungen stehen. Aus dieser Kategorie kennen wir ja einen dieser Typen: Er ist immer dabei, er kennt viele interessante Leute, er verzichtet sich rasch, wenn es brenzlich wird, er scheut die Gefahr, wie es menschlich ist und sucht durchzukommen, um „weiterzuleben“. Er überlegt blitzschnell die Formulierung, die er bei seiner Antwort wählen darf und die genau die Mitte halten muß zwischen dem, was er nach seiner Überlegung sagen darf und sagen könnte. Er gehört zu den Jüngern, die beständig „Herr, Herr“ sagen und die genau den Zeitpunkt kennen oder für berechenbar halten, an dem sie es nicht mehr zu sagen brauchen oder aus der Huldigung die Fratze Gemeinheit machen; ganz im Sinne des Marschalls Villeroys: „Man muß den Ministern den Nachtopf halten, solange sie im Amte sind, und ihnen den Topf über die Ohren gießen, wenn sie nicht mehr im Amte sind.“

Naturgemäß muß die Aufgabe des Vorgesetzten immer darauf gerichtet sein, im technischen wie im geistigen und kommerziellen Teil der Aufgaben individuell die Einzelbegabung aufzuspüren. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände“, Goethe, Faust II.

Sie dürfen als Vorgesetzter nicht immer nur optimale Leistungen fordern. Wenn Sie mit dem für Ihre Arbeit so dringenden Blick für Eigenschaften ein besonderes Urteil abgeben, wenn Sie wissen sollen, wann Vollmachten zu erteilen und wann sie wieder aufzuheben sind, wenn Sie das öffentliche Leben durch Ihre Beteiligung bereichern sollen, dann müssen Sie ein Gefühl für das Wesentliche und das Belanglose entwickeln, Unempfänglichkeit für das rednerische Wortgeklingel, aber ein brennendes Interesse für das, was sich dahinter verbirgt, die Fähigkeit, wichtige Probleme herauszuschälen und einen gegebenen Tatbestand zu beurteilen.

Mit freundlicher Genehmigung des Hans Holzmann Verlages, Bad Wörishofen, haben wir dieses Kapitel abgedruckt. Es ist aus dem „Brevier für Vorgesetzte und solche, die es werden wollen“ von Hans Kilian (208 Seiten, 12,85 DM).

frühzeitigen Kündigung veranlassen, sind sehr unterschiedlich, alles in allem aber meist nicht sonderlich schwerwiegend. Manchem erscheint die ihm zugewiesene Arbeit zu schmutzig, zu eintönig oder zu schwer. Ein großer Prozentsatz will nicht in Schichten arbeiten. Das ist aber bei kontinuierlichen Produktionsanlagen fast unumgänglich. Außerdem bemühen sich im Winter viele Bauhandwerker um eine andere Beschäftigung, die sie natürlich sofort nach Beendigung der Frostperiode wieder aufgeben. Selbst ältere Arbeiter in Klein- und Mittelbetrieben entschließen sich noch zu einem Wechsel. Sie erhoffen sich in einem großen Werk mehr „Sicherheit“ für den Lebensabend, suchen sich eine ihrer altersbedingten körperlichen Konstitution angemessenere Tätigkeit.

Eine ständige Bewegung im Mitarbeiterstamm wirkt sich auf einen reibungslosen Arbeitsablauf recht ungünstig aus. Die neuen Kräfte müssen erst angelernt werden und leisten auch naturgemäß in der ersten Zeit weniger als die eingewöhnten Stammarbeiter. Erfahrungsgemäß ist außerdem die Unfallgefahr bei Neueingestellten größer, die zu erneutem Produktionsausfall und zu noch höherer Beanspruchung der Versicherungsleistungen führen kann. Statistiker haben errechnet, daß der Wechsel in der Besetzung eines Arbeitsplatzes für einen Durchschnittsfacharbeiter rund DM 1000.— kostet, bei leitenden Angestellten sogar bis zu DM 10 000.—.

Da wir alle bemüht sein müßten, die Kosten unseres Betriebes so gering wie möglich zu halten, denn von ihnen hängt ja die Ermöglichung weiterer zusätzlicher Sozialleistungen ab, da wir ferner auch als Arbeitnehmer daran interessiert sind, daß uns bei der Bewältigung der anfallenden Aufgaben eine ausreichende Anzahl von angenehmen Arbeitskollegen zur Seite steht, sollten wir auch selbst einmal überlegen, wie wir der Fluktuation Einhalt gebieten können. Wichtig ist vor allem, jedem „Neuen“ das Hineinwachsen in unsere Umgebung zu erleichtern. Er muß klare Informationen über das Werk und die Fabrikationsvorgänge erhalten. Sowohl die Schwierigkeiten wie die Möglichkeiten zur Arbeitserleichterung müssen ihm mitgeteilt werden. Ferner muß er mit den Sicherheitsvorschriften bestens vertraut gemacht werden. Ein ernstes Bemühen, neue Arbeitskräfte freiwillig an den Betrieb zu binden, setzt weiter voraus, daß wir in dem neuen Mitarbeiter einen wirklichen Kollegen sehen, daß wir also versuchen, ihm auch menschlich näherzukommen. Wir brauchen uns nur zu erinnern, wie uns zumute gewesen ist, als wir in den neuen Betrieb kamen, in eine ungewohnte Umgebung mit lauter fremden Gesichtern, dann werden wir schnell den richtigen Ton finden, mit dem sich der neue Betriebsangehörige tatsächlich als Kollege angesprochen fühlt. Hat man erst einmal sein Interesse für den Betrieb und die Arbeit geweckt — und darum sollten sich Führungskräfte, Arbeiter und Angestellte gemeinsam bemühen — wird der neue Mann auch guten Willens sein, danach zu streben, die Produktivität und Wirtschaftlichkeit „seines“ Betriebes zu steigern.

Harry Koplin

Dem Nachwuchs eine Chance

Es ist noch nicht allzulange her, da war den Kindern wenig bemittelter Eltern der Weg zur Universität fast völlig verschlossen. Nur in wenigen Fällen war es ihnen möglich, trotz der finanziellen Schwierigkeiten diesen Ausbildungsweg zu beschreiten. Und in jedem dieser Fälle — von nur ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — haben sich die Studierenden den Besuch von Universität oder Hochschule durch starke persönliche Einschränkungen teuer erkauft. Mit dem sozialen Fortschritt, der sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker ausgeprägt hat, haben sich die Chancen für eine den Begabungen der Lernenden angepaßte Ausbildung stetig verbessert. Unter den mannigfaltigen Möglichkeiten der Begabtenförderung nimmt auch die „Stiftung Mitbestimmung“ einen wesentlichen Platz ein.

„Begabten Arbeitnehmern und begabten Kindern von Arbeitnehmern die ihnen anderweitig nicht zur Verfügung stehenden Mittel zur Aus- und Fortbildung, insbesondere zum Studium der Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften zu gewähren, ist neben der Förderung bedürftiger invalidisierter

Arbeitnehmer und der Förderung der Erforschung der betrieblichen Sozialwirtschaft das Hauptziel dieser Einrichtung.“ Vorbedingung für die Förderung ist der Nachweis einer mehr als durchschnittlichen Begabung und die Gewähr für die freiheitlich demokratische Einstellung des Bewerbers. Dabei geht die „Stiftung Mitbestimmung“ bei der Beurteilung der Bedürftigkeit von großzügigen Grundsätzen aus: Danach ist der Bewerber auch dann bedürftig, wenn ihm die Mittel zur Ausbildung anderweitig zum Teil zur Verfügung stehen. Allerdings sind diese Mittel bei der Festsetzung der monatlichen Unterstützung zu berücksichtigen.

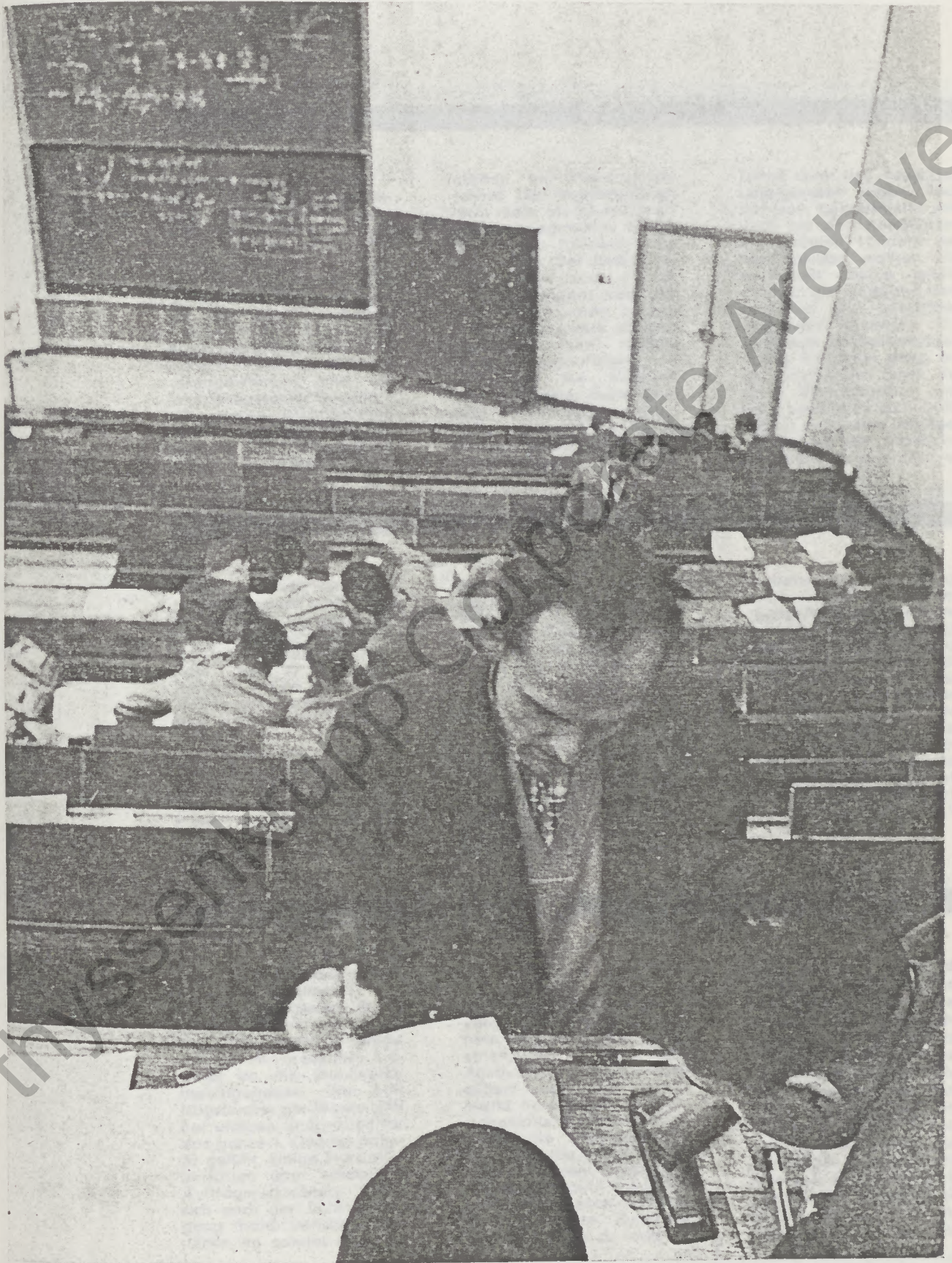
Bereits im Oktober 1955 wurde der bislang enge Rahmen der Stiftung, der bis dahin nur das Studium der Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften umfaßte, zugunsten der technischen und naturwissenschaftlichen Fächer erweitert. Bewerbung und Auswahl erfolgt bei der Stiftung nach den herkömmlichen Methoden. Die Beurteilungen der sachverständigen Gutachter werden zusammen mit dem Nachweis der Bedürftigkeit und Würdigkeit, den der Antragsteller vor dem Vorstand der örtlichen Gewerkschaften erbringt, dem Auswahlausschuß zur Entscheidung vorgelegt. Die endgültige Entscheidung wird in allen Fällen unter Berücksichtigung aller vorhandenen Unterlagen vom Vorstand der Stiftung getroffen.

Die Stiftung finanziert das Studium der Geförderten im wesentlichen aus Beiträgen, die aus freiwilligen Spenden der in der Mitbestimmung aktiv tätigen Gewerkschaftsmitglieder zufließen. Den Grundstock bildete das vom DGB bereitgestellte Stiftungskapital. Die Höhe der Spenden hat im Jahre 1961 erstmalig die Grenze von einer Million Mark überschritten. Auch für wissenschaftliche Untersuchungen hat die Stiftung bereits beachtliche Beträge bereitgestellt.

Antragsberechtigt bei der „Stiftung Mitbestimmung“ sind nur die Hauptvorstände der 16 im DGB vereinigten Gewerkschaften, der Bundesvorstand des DGB, die Spender der Stiftung und die Kuratoriumsmitglieder. Bewerbungen müssen also an eine der hier aufgeführten Stellen gerichtet werden. Bewerbungsformulare sind bei den Hauptvorständen der einzelnen Gewerkschaften erhältlich, jedoch empfiehlt es sich, diese Formulare danach über die örtliche Verwaltungsstelle der zuständigen Gewerkschaft dem Hauptvorstand einzureichen.

Die „Stiftung Mitbestimmung“, die seit 1954 besteht, wurde bereits im Sommer 1957 zusammen mit vier anderen Stiftungen als Hochbegabten-Förderungswerk anerkannt. Gefördert werden kann das Studium an Universitäten, technischen, pädagogischen und sonstigen wissenschaftlichen Hochschulen für alle Studienfächer, an der „Akademie für Gemeinwirtschaft“ in Hamburg und unter gewissen Voraussetzungen an höheren Fachschulen und Abendoberschulen.

G. B.



33,5 Mill. t Stahl erwartet

1961 wird die Rohstahlerzeugung in der Bundesrepublik (einschl. Saar) nicht mehr als 33,5 Mill. t erreichen und damit hinter der Höchstproduktion des Jahres 1960 von 34,1 Mill. t um rund 600 000 t zurückbleiben.

Einen entsprechenden Rückgang werden auch die Roh-eisengewinnung und die Walzfertigstahlerzeugung, die voraussichtlich auf rund 22 Mill. t kommen wird, aufweisen. Die Auftragseingänge in Walzfertigstahl

dürften im Monatsdurchschnitt 1961 wahrscheinlich nicht mehr als 1,5 Mill. t erreichen gegenüber einem Schnitt von 1,68 Mill. t im Jahre 1960. Der Bestelleingang wäre noch stärker zurückgegangen, wenn die Unternehmen nicht höhere Aufträge aus dem Ausland hereingenommen hätten. Diese Exportaufträge, die wesentlich zur Aufrechterhaltung einer ausreichenden Beschäftigung beitragen, konnten jedoch nur zu Erlösen abgeschlossen werden, die bis zu 150 DM je

Tonne unter den deutschen Listenpreisen liegen. Auch auf dem Inlandsmarkt wie auch bei den Abschlüssen mit anderen Ländern der Montanunion mußten die deutschen Werke zunehmend in die niedrigen französischen und belgischen Angebote eintreten. Ein Ausgleich für diese Mindererlöse wurde in etwa auf der Kostenseite durch niedrige Rohstoffpreise, und zwar sowohl für Erz wie für Schrott gefunden. Dagegen haben sich die Arbeitskosten nicht unwesentlich er-

Nägeln, die nicht rosten

Haben Sie nicht auch schon einmal den verzweiferten Ruf ausgestoßen: „Das sind ja Zustände wie im alten Rom“? Nun, in technischer Hinsicht waren diese Zustände bei bestimmten Dingen doch nicht ganz so „antik“.

Wußten Sie schon, daß bei Ausgrabungen im schottischen Hochland der Archäologe Professor Jan Richmond von der Universität Oxford in 1,80 m Tiefe ein Vorratslager von 12 Ton-

nen (!) Nägeln fand, das aus der Zeit stammt, als die Römer im Jahre 90 v. Chr. in diesem Gebiet eine Garnison unterhielten?

Dieser Posten Nägel sollte wohl durch Vergraben gesichert werden. Die Nägel haben einen quadratischen Querschnitt und eine Länge zwischen 5 und 40,5 cm. Das sie umgebende Erdreich aus Sand und Kies war wasserdurchlässig. Spuren von Säcken oder Kisten wurden nicht gefunden. Dennoch sehen die ausge-

grabenen Nägel so aus, als seien sie vor kurzem erst geschmiedet worden! Kann-ten die römischen Nagelschmiede ein Verfahren, um Nägel in so auffälliger Weise vor Rost zu schützen? In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß auch die berühmte Eisensäule in Delhi, die seit über 1600 Jahren einem tropisch-feuchten Klima ausgesetzt ist, bis heute noch keinerlei Rostspuren aufweist. (RKW)

„Iron Age“ über den amerikanischen Stahlmarkt

Die meisten großen Stahlverarbeiter in den USA haben jetzt bereits für einige Monate im voraus ihre Aufträge an die Stahlwerke hereingegeben. Die Auftragsbücher der Werke sind bei einigen Stahlsorten für das ganze 1. Quartal nahezu gefüllt. Einige Hersteller berichten über erhebliche Auftragsrückstände. Wenn sich auch der Auftragseingang bald verlangsamten dürfte, so scheint doch für

die nächsten Monate stetige Nachfrage gesichert zu sein, da einige große Stahlverarbeiter und einige kleinere verarbeitende Industrien, die bis jetzt ihre Anschaffungen hinausgezögert haben, nun an den Markt herantreten müssen. Angesichts dieser Situation dürfte die Kapazität der Stahlindustrie im Januar mit rund 85 Prozent ausgenutzt werden; im Laufe des Quartals ist sogar noch mit einer fortschreitenden Zunahme der Produktion zu rechnen.

Das Jahr 1962 bietet der amerikanischen Stahlindustrie günstige Aussichten

Es war ein glückliches „Neues Jahr“ für die Stahlindustrie, schreibt „American Metal Market“. Fast alle amerikanischen Stahlproduzenten haben ihre Tätigkeit mit den höchsten Auftragsrückständen und der besten Beschäftigungsrate seit Frühjahr 1960 begonnen. Die Aussichten sind besser als gut, daß Auftragsvolumen sowie Kauf-

höht. Im Ganzen gesehen dürften deshalb die Stahlunternehmen 1961 nicht mehr die hohen Erträge des Vorjahres erzielt haben, das das bisher beste Nachkriegsjahr der deutschen Stahlindustrie war.

Schwerlastwagen zum Transport glühender Stahlbarren

Ein britisches Stahlwerk erprobt im Werkverkehr zum Transport weißglühender Stahlbarren eine neue Beförderungsmethode. Man fand, daß die Stahlbarren günstiger auf Sattelfahrzeugen als auf Schienenfahrzeugen befördert werden können. Der 18fach bereifte Sattelzug, dessen Laderaum feuerfest isoliert und mit einem Schiebedach versehen ist, hat ein Bruttogewicht von 120 t.

22 Millionen Tonnen Stahlröhren

Im Jahre 1959 betrug die Produktion an Stahlröhren in der ganzen Welt 22 Mill t. Davon entfielen auf die USA mit 7,5 Mill t ungefähr 34 Prozent, die UdSSR erzeugte mit 5,15 Mill t 23,5 Prozent und die EWG mit 4,6 Mill t 20 Prozent. Innerhalb der EWG war 1959 die Bundesrepublik der größte Produzent von Stahlröhren. Sie produzierte 2,414 Mill t, gefolgt von Frankreich (1,058), Italien (0,79) und Belgien/Luxemburg (0,223).

Entlassungen in der britischen Stahlindustrie kennzeichnen die Marktlage

Arbeitgeber und Arbeitnehmer in allen Bereichen der britischen Eisen- und Stahlindustrie haben sich für eine schwierige Periode in den ersten Monaten des Jahres 1962 gewappnet. Beispielsweise sollen rund 1000 Arbeiter der Eisen- und Stahlindustrie im Nordosten Großbritanniens in den nächsten Tagen entlassen werden, da die Rohstahlproduktion den Stahlver-

brauch der Walzwerke übersteigt. Die meisten Walzwerke haben erst kürzlich einen weiteren Auftragsrückgang für schwere Profile und Grobbleche zu verzeichnen gehabt. — Wie verlautet, soll das Cleveland-Stahlwerk von Dorman Long mit einer Belegschaft von 700 Mann stillgelegt werden, während die Consett Iron Company 150 Arbeiter entlassen wird. Nicht nur an der Nord-Ost-Küste hat die Jahreswende eine Verschärfung der Rezession

gebracht, sondern auch aus den Midlands wird eine weitere Abwärtsbewegung gemeldet.

Im Sheffielder Revier herrscht jetzt in vielen Werken Kurzarbeit. Im Gegensatz zum Massenstahl arbeiten die Edelstahlproduzenten unter günstigeren Bedingungen. Ihre Kapazität ist wahrscheinlich zu 80 Prozent ausgenutzt, während der allgemeine Beschäftigungsstand bei 70 bis 75 Prozent liegt.

interesse weiter zunehmen und sich auf andere Erzeugnisse ausdehnen werden. Dem amerikanischen Fachblatt zufolge steht die Lagerbildung noch in ihren Anfängen. Sie konzentriert sich hauptsächlich auf die Automobilindustrie und die Hersteller von Geräten und Metallmöbeln. Aber deutliche Anzeichen sprechen dafür, daß immer mehr Stahlkäufer auf den Markt kommen werden. Die Behälterfabrikanten haben

ihre Weißblechbestellungen so sehr verstärkt, daß die Lieferungen mancher Weißblechwerke im Januar um 50 Prozent höher sein werden als im Dezember.

Eine große Stahlgesellschaft rechnet mit einer Zunahme ihrer Lieferungen gegenüber Dezember um 15 bis 20 Prozent.

Entsprechend der allgemeinen Kaufbelebung dehnen sich die Lieferzeiten aus. Für gewisse Erzeugnisse betragen sie bereits 90 Tage.

Im allgemeinen können die Werke die Bestellungen in 30 bis 60 Tagen erledigen.

Erfahrung und Erfahrungsaustausch

Wenn der junge Ingenieur seine Arbeit im Werk aufnimmt, so macht er gar bald die Erfahrung, daß viele, meist ältere Berufskameraden, ihm wohlwollend oder überlegen auf die Schulter klopfen und seinen Vorschlägen entgegenstellen: „Das wissen wir besser. Das wissen wir aus Erfahrung.“ Und um das viel nachgesprochene Goethewort erneut unter Beweis zu stellen: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort“, wird er nach einigen Jahren selbst wohlwollend oder überlegen seinem jüngeren Berufskameraden auf die Schulter klopfen: „Du irrst dich, das weiß ich aus Erfahrung!“

Wenn der Verfasser die Erfahrung gering schätzen würde, wäre dieses Buch überflüssig. Nur geht es hier um eine andere Auffassung der Lebenserfahrung, als sie vielleicht üblich ist. Für den einen sind Erfahrungen Rastplätze, auf denen er behaglich die Glieder strecken kann, für den andern sind sie Wegweiser in die Zukunft.

„Praktische Erfahrung allein genügt nicht. Erst das logische Durchdenken bis zum Grundsätzlichen, das Vorausdenken ist es allein, was den Praktiker zum Erfolge führt. Denn die aus bloßer Praxis gewonnene Einsicht — und sei sie noch so tief — sieht wegen der Fülle des Unwesentlichen leider nicht immer die große Linie hinter den Entscheidungen.“ Wer der Ansicht war, in der Technik gäbe es keine Meinungen und Moden, sondern nur Tatsachen und Beobachtungen, wurde oft enttäuscht. Das Nachsagen von Meinungen ist ja viel einfacher und geistig weniger anstrengend als Rechnen und Beobachten. Gegen diese Methode wäre der Praktiker Napoleon als Kronzeuge aufzuführen: „Nichts ist förderlicher, als oft die beiden vernünftigsten Fragen nach dem ‚Wie‘ und ‚Warum‘ zu stellen.“

Es ist also auf die Dauer sicher richtiger, in der technischen Arbeit die Ursachen und den Zusammenhang eines Vorgangs exakt zu erkennen und auf Grund dieser Erkenntnis zu handeln, statt den Vorgang nach einer Art Kochbuch — „aus Erfahrung“ — wieder herzustellen.

Allerdings wissen wir leider nur zu oft, daß dies oder jenes Verfahren diese oder jene Wirkungen hatte, ohne zu wissen warum. Dann müssen wir das zur Kenntnis nehmen und uns unablässig um eine wirklichkeitsnahe Erklärung bemühen. Das Aus-Erfahrung-Handeln versagt meist dann, wenn man sich auf technisches Neuland begeben muß. Hier sind nur Erkenntnisse wertvoll, die den neuen Fall in Beziehung zum Bekannten zu setzen vermögen. Diese Arbeitsmethode nennen wir im Gegensatz zu der des Wurschtelns und des Auswendiglernens von Rezepten: die wissenschaftliche. Denn wissenschaftlich arbeiten heißt nichts anderes als das

Suchen nach gesetzmäßigen Zusammenhängen. Ein solches Arbeiten ist nicht an den Besuch einer Akademie geknüpft, sondern bedingt eine geistige Einstellung, die jeder haben kann, der den Mut aufbringt, nach dem ‚Wie‘ und ‚Warum‘ zu fragen, statt nur bewährte Vorbilder zu kopieren. (Auch dies kann zweckmäßig sein, wenn man weiß, warum man es tut.) Vielleicht wird man jetzt das Wort eines erfolgreichen Ingenieurs nicht mehr mißverstehen, der einem Sprüchemacher sehr unwirsch erwiderte: „Lassen Sie mich mit Ihrer Erfahrung zufrieden. Wer etwas weiß, braucht keine Erfahrung.“

Obwohl es eine Binsenwahrheit ist, daß jeder seine eigenen Lebenserfahrungen sammeln muß, so sicher ist, daß für den kritischen Verstand, dem hier das Wort geredet wird, Erfahrungen übertragbar sind. Sonst gäbe es keinen Erfahrungsaustausch, der sich als so fruchtbar erwiesen hat und aus der modernen Industrie nicht mehr wegzudenken ist. Man kann geradezu behaupten, daß die Intensität des Erfahrungsaustausches ein Maßstab unter vielen anderen ist (ein anderer ist die Anwendungsdichte der Normen), ob ein Industriezweig fortschrittlich oder zurückgeblieben ist.

„Charity begins at home“ (Wohltätigkeit beginnt im eignen Hause). Auch der Erfahrungsaustausch beginnt zu Hause. Wie oft aber kommt es vor, daß in größeren Werken in einer Abteilung eine bestimmte Fabrikationsmethode angewandt oder ein Organisationsproblem mit optimalem Wirkungsgrad gelöst ist, während die Nachbarabteilung ein weit unzulänglicheres Verfahren anwendet oder auch nur eine Ahnung von den im selben Betrieb bereits gefundenen Lösungen hat.

Zu dieser täglichen, immer wiederkehrenden Rationalisierungsarbeit müssen alle Angehörigen einer Unternehmung aufgerufen werden. Ein zweckmäßig organisiertes Vorschlagswesen hat in vielen Unternehmen erstaunliche wirtschaftliche Erfolge gezeigt. Nach meinen Erfahrungen kommt es vor allem darauf an, die psychologischen Hemmungen gegen eine Mitarbeit aus dem Wege zu räumen. Dazu sind folgende Maßnahmen nützlich:

Jeder, der einen Vorschlag macht, muß eine Antwort bekommen, und zwar rasch. Ablehnungen müssen sachlich begründet werden.

Alle Vorschläge müssen nach objektiven Maßstäben geprüft, möglichst unter Mitwirkung der Belegschaftsvertreter, angenommene Vorschläge müssen entlohnt werden. Als Anreiz sind in regelmäßigen Zeitabständen die Zahl der prämierten Vorschläge und die Prämienhöhe bekanntzugeben.

Angenommene Vorschläge müssen durchgeführt werden. Nur so sieht der einzelne, daß seine Mitarbeit ernstgenommen wird. Viele nützliche Einzel-

heiten lese man im angegebenen Schrifttum nach.

Arbeitsausschüsse können eingerichtet werden, die sich immer erneut mit wichtigen Betriebsfragen befassen, wie zum Beispiel die Senkung der Materialkosten, der Transportkosten, Verbesserung der Verwaltungs- und Vertriebsarbeit usw.)

Man unterschätzt, was allein durch den innerbetrieblichen Erfahrungsaustausch und die intensive Mitarbeit der Belegschaft gewonnen werden kann. Deshalb gehört die fortwährende Anregung für Verbesserungsvorschläge, das Ersinnen zweckmäßiger seelischer und materieller Anreize mit zu den wichtigsten Führungsaufgaben.

Ein amerikanischer Betrieb formulierte diesen Appell in dieser Art:

„Habe keine Angst, daß man dich mit deinen Vorschlägen auslacht!“

*) Z. f. O. 1960, Heft 4.

Vorschlag

Die Technik beherrscht unser Zeitalter. Atomkraft, Düsenmotoren, Elektronenhirne und automatische Maschinen, auf der anderen Seite Kunststoffe, die die meisten natürlichen Produkte überflügelt und oftmals verdrängt haben, gehören in ihrer verwirrenden Vielfalt zu unserer gewohnten Umgebung. Der Fortschritt begleitet uns auf Schritt und Tritt. Täglich künden sich neue und immer kühnere Konstruktionen perfektionierter Geräte an, deren Möglichkeit wir noch vor wenigen Jahren nicht einmal zu ahnen wagten. Die Entwicklung ist in ihrer ganzen Tragweite noch gar nicht abzusehen. Was noch eben ein Wunschtraum gewesen ist, gleitet fast schon wieder als veraltet und überholt in die Vergangenheit hinab. Immer größer werden die Anforderungen, die heute an das Material gestellt werden. Immer fachkundiger und zunehmend übersehbarer wird heute in den Werken und Betrieben gearbeitet. Längst wurden die alten Produktionsmethoden weitgehend durch rationellere ersetzt. Und dennoch bieten sich ständig neue Möglichkeiten, noch zeitsparender, noch einfacher und noch zweckbedingter zu arbeiten und damit die Gesundheit zu schonen und Körperkraft und Geld zu sparen.

Um auch in unserem Werk ein größtes Maß fortschrittlicher Produktionsmethoden erfolgreich anwenden zu können, wurde vor sieben Jahren unser Vor-

tausch

Laß deine Ideen nicht im Anfangsstadium verharren.

Hüte dich aber auch, sie erst bis in die letzten Einzelheiten ausfeilen zu wollen!

Gib das Rennen nicht zu früh auf!

Gehe systematisch vor!

Überlege dir alternative Lösungen zu deiner eigenen!"

Diese Leitsätze sind für jede schöpferische Arbeit von Nutzen. Deshalb stehen sie hier. Den Gegnern des zwischenbetrieblichen Erfahrungsaustausches sei ein Erlebnis berichtet, das in der bittersten Zeit der großen Krise 1931 den Verfasser tief beeindruckt hat.

Ein bestimmter Zweig des Maschinenbaues lag damals besonders darnieder. Der Inhaber eines führenden Werks regte auf breiter Basis einen tiefgehenden zwischenbetrieblichen Erfahrungsaustausch an und begann mit der Vorführung seines eigenen Werkes, das er Berufskollegen und Konkurrenten in allen Einzelheiten zeigte. Skizzieren und Notieren war ausdrücklich erlaubt und

erwünscht. Als einer der Besucher eine besonders zweckmäßige Vorrichtung zu skizzieren begann, sagte ihm der Inhaber: „Sparen Sie sich bitte die Mühe, Sie können eine Pause der Vorrichtung von mir haben.“ Als er sie ihm später aushändigte, äußerte der Empfänger mit Dank sein Erstaunen über diese Großzügigkeit. Sie war damals in Deutschland noch außergewöhnlich. Der Gastgeber lächelte und sagte:

„Bitte nehmen Sie mir meine folgenden Worte nicht übel. Sie klingen in Ihren Ohren vielleicht arrogant und größenwahnsinnig, sie sind aber das Ergebnis schlichter Überlegungen. Selbst wenn Sie meinen Betrieb bis in die letzten Einzelheiten kopieren und meine Konstruktionen dazu, so brauchen Sie, bis eine solche Fabrik steht, selbst bei größtem Fleiß und Können mindestens einhalb bis zwei Jahre. In zwei Jahren sind wir aber viel weiter als heute. Dann können Sie wieder von vorn anfangen. Außerdem können Sie aus diesem Werk eins nicht heraustragen: das ist der Geist, der hier herrscht und das Verhältnis, das mich mit meinen Mitarbeitern verbindet. Das ist das Entscheidende. Ich habe aber ein großes Interesse daran, daß meine Mitkonkurrenten immer leistungsfähiger werden. Ich verkaufe meine Maschinen besonders im Ausland um so leichter auf der Basis einer geachteten Branche, so wie Sie eine Schweizer Uhr gern tragen.

Außerdem bewahren mich leistungsfähige Konkurrenten gleichermachen vor Überheblichkeit und vor dem Einschlafen. Noch niemals hat auf die Dauer ein Konkurrent sich dadurch im Wettbewerb behaupten können, daß er auf eigene Entwicklungen verzichtet und laufend bei seinen Konkurrenten geistige Anleihen im Erzeugnis und in seiner Fertigung macht. Aber neben dem Trennenden haben wir auch ebenso viele gemeinsame Sorgen, und die können wir besser meistern, wenn wir unsere Erfahrungen und unsere Lösungen austauschen.“

So mögen zum Schluß einige der knappen amerikanischen „slogans“ die Sache zusammenfassen.

Keiner ist so gut wie alle zusammen. Durch eine offene Tür kommt mehr herein als hinausgetragen werden kann.

Wenn zwei Männer einen Dollar teilen, hat jeder nur einen halben, wenn sie jedoch ihre Erfahrungen teilen, hat jeder das doppelte.

Erinnern wir uns, daß der Gründer der ersten Maschinenfabrik auf deutschem Boden, Harkort, am Tor seiner Fabrik in Weiter a. d. Ruhr die Worte anbringen ließ: „Zutritt jedermann gestattet.“

„Unternehmensleitung“ heißt ein interessantes Buch, das Dr.-Ing. Ernst Brödner geschrieben hat. Dem im Hans Holzmann Verlag, Bad Wörlach, erschienenen Werk entnehmen wir diesen Artikel.

wesen im Vormarsch

schlagwesen ins Leben gerufen, das sich überraschend gut bewährt hat. Von Jahr zu Jahr stieg die Zahl der eingereichten Vorschläge, die überdies ständig entwicklungsfähiger geworden sind. Immer geringer wurde der Prozentsatz der nicht durchführbaren Vorschläge, immer größer die Zahl derer, die wesentliche Erleichterungen möglich machen. Waren es im Jahre 1959 noch 40 Vorschläge, die aus den Reihen der Werksangehörigen eingereicht wurden, so stieg die Zahl im Jahre 1961 auf 55 Vorschläge, die gewissenhaft geprüft werden konnten. Das stolze Ergebnis des vergangenen Jahres waren 39 Prämien

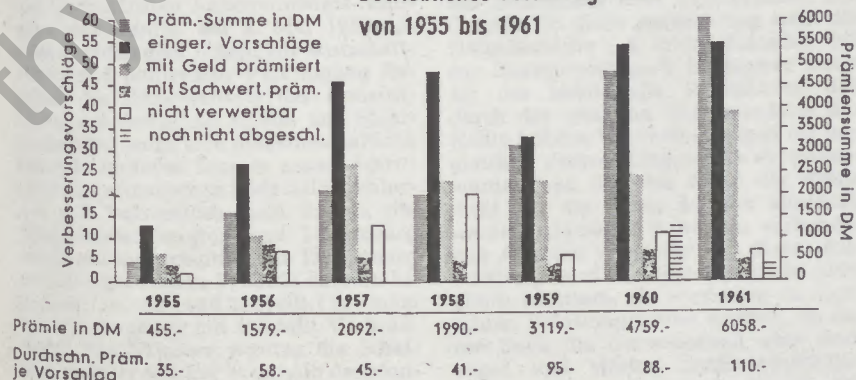
von insgesamt 6058 D-Mark. Außerdem konnten fünf Sachprämien und sieben Anerkennungsschreiben ausgehändigt werden. Auch die vier Preise für die besten Verbesserungsvorschläge sind bereits in die Hände der neuen Besitzer gelangt. Eine bestechend schöne Musiktube, ein Kühlschrank, eine Teppichklopfmaschine und eine Küchenmaschine sind das Eigentum der glücklichen Verbesserer geworden. Um die Bilanz abzurunden, darf nicht unerwähnt bleiben, daß vier Vorschläge noch nicht abgeschlossen waren und ins neue Jahr übernommen wurden.

Mit den Prämien, die für die Arbeit des

vergangenen Jahres ausgeschüttet wurden, sind die erfolgreichen Bemühungen langer Stunden belohnt worden. Mitarbeiter, die ihre Augen offen gehalten haben, haben die Unzulänglichkeiten am Arbeitsplatz kritisch beobachtet und dort, wo es möglich war, kleinere oder größere Fehler abgestellt. Systematische Arbeit mußte geleistet werden, ehe die Vorschläge ausgereift waren und etwas haltbarer, sicherer, leichter, schneller oder einfacher gemacht werden konnte. Oft lag das Geld auf der Straße, oft aber waren auch komplizierte Überlegungen nötig, um zum Ziel zu kommen. Jeder einzelne Vorschlag wurde fachgerecht geprüft, denn nicht jede Anregung ist geeignet, in die Tat umgesetzt zu werden. Manchmal war persönlicher Ärger mit der Unzulänglichkeit des Arbeitsplatzes der zündende Funke, manchmal die blitzschnelle Erleuchtung eines Augenblickes, die zur Idee für eine neue Methode führte. Der Erfolg ist dann auch nicht ausgeblieben.

Mit dem Erfolg der Verbesserungsvorschläge können wir zufrieden sein — und doch läßt sich noch so vieles tun. Nach den Verbesserungen der vergangenen Jahre läßt auch das Jahr 1962 viel erhoffen. Denn der Fortschritt geht unaufhaltsam vorwärts. Und an Problemen bietet ein großer Betrieb dem genug, der bereit ist, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Betriebliches Vorschlagwesen
von 1955 bis 1961



Die Vorteile des Gemeinsamen Marktes

Sicht bestand die Aufgabe einer Strukturpolitik, die in dem vergrößerten Markt die natürlichen Kräfte für eine Auswertung der Erzeugung, Steigerung der Leistung und Erhöhung des Verbrauchs wirksam werden lassen sollte.

Ständig ausgeweitete Erzeugung

Ist dieses Ziel in den vergangenen 10 Jahren von der Montanunion erreicht worden? In drei Sätzen ist dazu zu sagen: Seit der Gründung der Montanunion hat sich die Stahlproduktion in der Gemeinschaft rascher entwickelt als in anderen Erzeugergebieten der Welt. Die Preise sind stabil geblieben. Die Rohstoffversorgung der europäischen Eisen- und Stahlindustrie ist gesichert. Von 1952 bis 1960 stieg die Stahlproduktion der Montanunion von 41,8 Mill. t auf fast 73 Mill. t im Jahr, d. h. um 74 Prozent. Die Stahlerzeugung stieg in diesem Zeitraum in der Gemeinschaft sogar um 93 Prozent, während die Erhöhung sich im Weltdurchschnitt bei nur 66 Prozent bewegte. In welchem starken Maße auch die Bundesrepublik Nutznießer dieser Gemeinschaftsentwicklung war, wird deutlich, wenn man sich des von den Alliierten nach dem Kriege festgesetzten jährlichen Limits von 12,3 Mill. t erinnert und an die damaligen schweren Verhandlungen um Erhöhung denkt, als der Limit 1950 bereits erreicht war und diese Zahlen mit den 1960 erzielten Rekordzahlen von 34,1 Mill. t vergleicht. Eine gleiche positive Entwicklung verzeichneten auch die anderen Mitgliedsstaaten, denn der prozentuale Anteil hat sich zwischen 1952 und 1960 nicht wesentlich geändert.

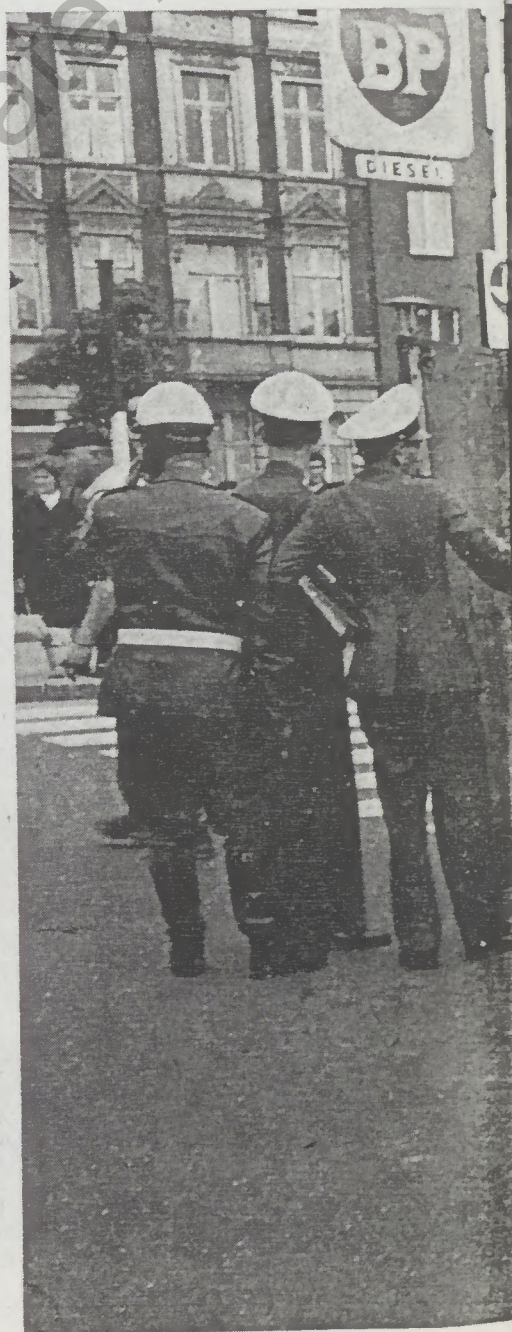
Aber die Montanunion ist nicht nur ein Zusammenschluß der eisenerzeugenden Länder, sondern erfaßt von den Energieträgern vor allem die Kohle. In den ersten Jahren des Bestehens der Union warf der Kohlenmarkt keine besonderen Probleme auf. Kohle war Mangelware, wurde quasi zugeteilt und das Manko durch Auslandseinfuhren ausgeglichen. 80,1 Prozent betrug der Kohlenanteil als Energieträger im Jahre 1950, Erdöl und Wasser waren fast ohne Bedeutung. Seit 1958 aber ist an die Stelle des Mangels ein Überfluß getreten, der zu einer echten Kohlenkrise und sich zu Halden türmenden und unverkauften Kohlenbergen führte. Kein Land der Gemeinschaft wurde verschont, Belgien besonders hart betroffen.

1960 beträgt der Kohlenanteil an der Energieerzeugung nur noch 59,5 Prozent, der Erdölanteil aber 32,3 Prozent. Die Gründe für diese Entwicklung sieht die Hohe Behörde u. a. in der Tatsache, daß der Energieverbrauch langsamer steigt als die industrielle Produktion, daß durch die moderne Wärmetechnik der Kohle höhere Wärmeleistungen für den gleichen Verwendungszweck abverlangt werden und daß das Erdöl der Kohle nicht nur die neuen Märkte abnimmt, sondern sie sogar in bereits vorhandenen Anlagen verdrängt. An dieser Entwicklung wird die Hohe Behörde nicht gleich scheitern, sie wird aber zu einer echten Belastungsprobe werden, an deren Ende die Gemeinschaft aber noch enger und stärker zusammenwächst, wollen sich ihr doch auch die mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfenden sogenannten EFTA-Länder über die EWG anschließen.

Siegfried Stark:

Unfälle

Vor allem eine Frage der Disposition
Trotz ständiger Vervollkommnung der Arbeitsmethoden und der betrieblichen Einrichtungen, trotz eingehender Appelle und propagandistischer Plakate fordert die fortschreitende Technisierung im Betrieb, im Haushalt und auf der Straße täglich und stündlich ihren anscheinend unabwendbaren Tribut. Die Statistiken sämtlicher Länder sprechen eine erschreckend deutliche Sprache. Der Unfall gehört, so sieht es fast aus, ge-



WIB. — In diesem Jahr sind es 10 Jahre, daß der Vertrag über die Montanunion in Kraft trat (27.7.52), jener Vertrag des französischen Außenministers Schuman, der bereits am 9. Mai 1950 als ersten wirksamen Schritt zur wirtschaftlichen und politischen Vereinigung Europas die Unterstellung der französischen und deutschen Kohle- und Stahlproduktion unter eine gemeinsame Hohe Behörde forderte. Diesem ersten Schritt zu einer europäischen Föderation schlossen sich bekanntlich noch Italien, die Niederlande, Belgien und Luxemburg an. Damit unterstand der in Luxemburg installierten Hohen Behörde eine Stahlproduktion von rund 250 Mill. t in einem Wirtschaftsgebiet mit 155 Mill. Verbrauchern. Als Nahziele wurden die Schaffung stabiler Märkte innerhalb der Montanunion und die Klärung zu den USA und Großbritannien als wichtigste Stahl- und Kohleproduzenten außerhalb der Gemeinschaft proklamiert. Auf lange

sind keine Zufälle

nauso zum modernen Menschen wie elektrisches Licht und fließendes Wasser, Fahrrad, Eisenbahn oder Auto. Allein in den USA wurden im Zeitraum von sechs Jahren über 350 000 Unfälle mit tödlichem Ausgang registriert. Kann man den Unfall mithin zu den unkontrollierbaren Zufällen rechnen?

Mit der Persönlichkeit verknüpft
Eingehende und auf breiter Basis durchgeführte Untersuchungen sowie statisti-

sche Erhebungen über rund 80 000 Unfälle und „Unfälle“ führen im ganzen gesehen zu der Erkenntnis, daß nur eine relativ kleine Zahl Unfälle hat. Die Angaben schwanken zwischen 5 und 15 Prozent. Es ist weiterhin aufschlußreich, daß nach Angaben der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf 75 Prozent der Unfälle vermeidbar sind. Die Statistik der Gewerbeaufsicht von 1951 erfaßte 30 000 Unfälle. 20 000 davon sollen auf persönliche Mängel zurückzuführen sein

Zum großen Teil liegen also die Ursachen, die zum Unfall führen, im Menschen selbst begründet.

Eine andere Untersuchung befaßte sich mit 12 000 in der Industrie Beschäftigten; sie ging der Frage nach, ob und wie weit das Unfallgeschehen mit der

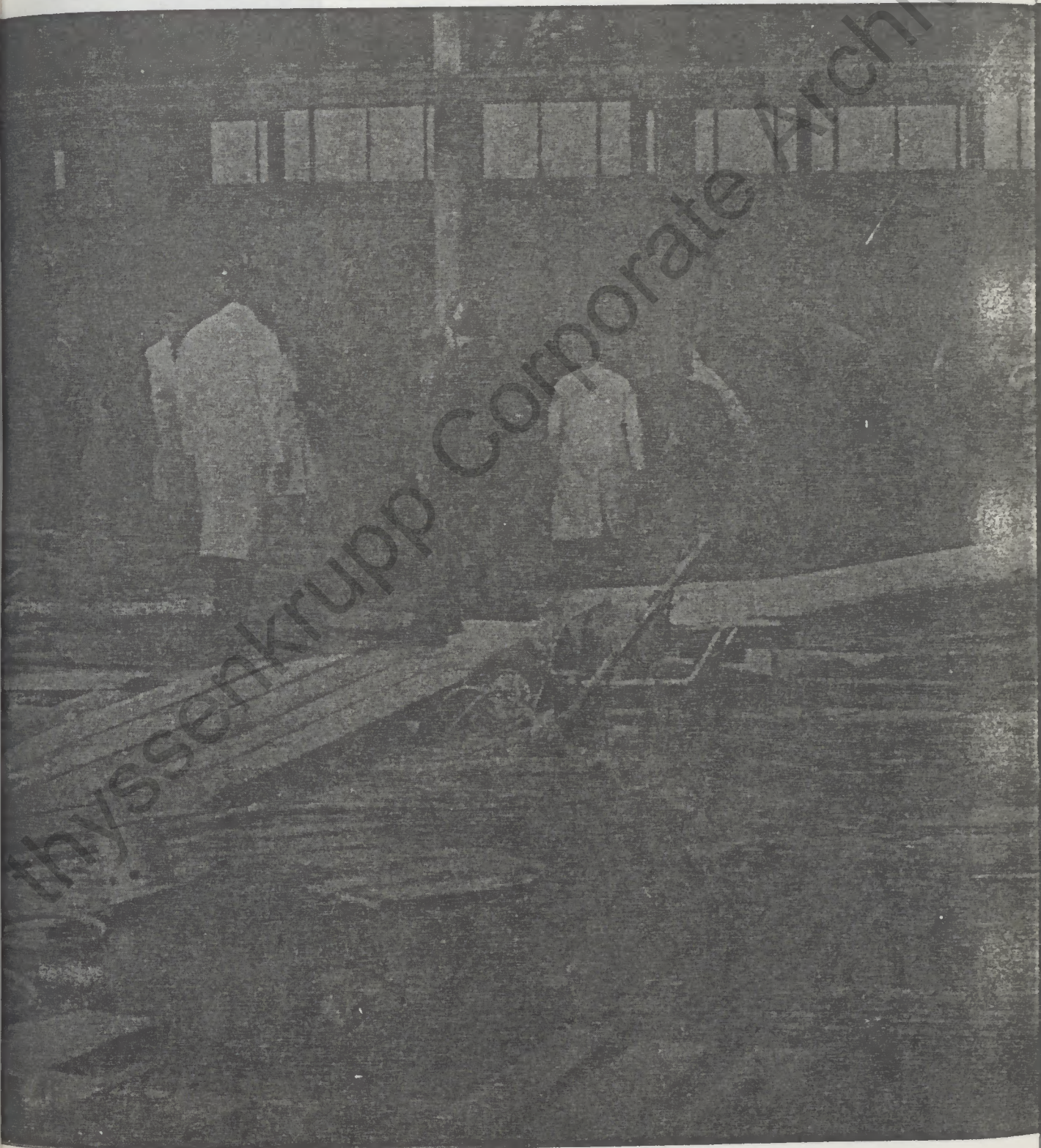
Röhren polterten in der Kurve:
Pech oder Fahrlässigkeit?



Art für Berlin, ein Sammelband, der
Lebenskunst und die Kunst der Kunst
beinhaltet. Dabei werden nicht nur
Kunstwerke, sondern auch die Kunst
des Lebens in der Moderne dargestellt.
Die Kunst des Lebens ist eine Kunst,
die sich mit der Kunst der Kunst
verbindet. Die Kunst des Lebens ist
eine Kunst, die sich mit der Kunst
der Kunst verbindet. Die Kunst des
Lebens ist eine Kunst, die sich mit
der Kunst der Kunst verbindet. Die
Kunst des Lebens ist eine Kunst, die
sich mit der Kunst der Kunst verbindet.

Die Kunst des Lebens ist eine Kunst,
die sich mit der Kunst der Kunst
verbindet. Die Kunst des Lebens ist
eine Kunst, die sich mit der Kunst
der Kunst verbindet. Die Kunst des
Lebens ist eine Kunst, die sich mit
der Kunst der Kunst verbindet. Die
Kunst des Lebens ist eine Kunst, die
sich mit der Kunst der Kunst verbindet.

Fotos: Thielbeer



Art der Arbeit, der Anlernzeit, dem Lohnsystem und der Fluktuation zusammenhängt. Dabei konnte nachgewiesen werden, daß allerdings auch äußere Umstände in die Waagschale fallen; aber auch dann ergab sich immer wieder zugleich eine enge Beziehung zwischen Unfall und Persönlichkeit. Man stellte sich darum weiter die Frage, welche Mitarbeiter besonders unfallgefährdet seien, und kam so zu einer ersten genaueren Analyse des „Unfällers“, also eines Menschen, der nicht nur einmal in einen Unfall verwickelt ist. „Unfälle“ sind durch Störungen von innen und außen leicht ablenkbar, sie sind als impulsiv, unbeherrscht und unbedacht zu charakterisieren, fügen sich schlecht in die Gemeinschaft ein, haben oft ein „dickes Fell“, stehen gern im Mittelpunkt und fühlen sich den anderen überlegen.

Zu einem ähnlichen Urteil führte eine Untersuchung, die der Technische Überwachungsverein Stuttgart an 2000 verunglückten Kraftfahrern vornahm. Hier überwogen innere Unausgeglichenheit, geringe soziale Einordnungsbereitschaft und Intelligenzschwäche. Auch spielte die herabgesetzte leib-seelische Leistungsbereitschaft eine erhebliche Rolle. Körperliche Ausfallerscheinungen und Erkrankungen traten indes zurück.

Eine kürzlich in der eisen-schaffenden Industrie durchgeführte größere Untersuchung, die die psychologische Analyse und Beurteilung von 700 „Unfällen“ mit einbegriff, ermöglicht eine erste Kategorisierung. Ziel war hier, die wesentlichen unfallfördernden Eigenschaften zu fixieren, die natürlich stets im Zusammenhang und als Ausdruck der Gesamtpersönlichkeit zu bewerten sind. Zur Kontrolle wurde bei dieser wissenschaftlich fundierten Erhebung auch eine unfallfreie Gruppe herangezogen.

Der größere Teil der „Unfälle“ fiel durch starke bis mittlere Vitalität, durch Robustheit und eingeschränkte rationale Kontrolle auf. Beim kleineren Teil wurde schwächere Vitalität durch größeren Schaffensdrang ausgeglichen. Die Personen der Kontrollgruppe vermochten sich dagegen besser zu steuern, hatten sich also in der Hand, hielten sich im ganzen mehr zurück und konnten sich einen besseren Überblick auch in einer kritischen Situation verschaffen. Es trat ferner zutage, daß fast drei Viertel aller Unfälle durch Menschen der Unfall-Gruppe verursacht werden. Auch Leistungseifer, Unbekümmertheit und geringe psychische Belastbarkeit sind sozusagen belastende Momente beim Unfallgeschehen.

Sehtüchtig — verminderte Unfallgefahr
Wie die „Fördergemeinschaft der deutschen Augenoptik“ in einem Bericht über den Zusammenhang zwischen Sehvermögen und Unfallgefahren feststellt, wissen rund 20 Prozent der nicht voll Sehfähigen nichts von diesen Mängeln

oder stehen ihnen gleichgültig gegenüber. Wie in den USA, so steigt auch in der Bundesrepublik das Ausmaß der unerkannten Sehuntüchtigkeit. In mehreren westdeutschen Betrieben wurden insgesamt 25 000 Beschäftigte auf ihre Sehtüchtigkeit untersucht. Das Ergebnis ist wenig ermutigend. Nur 28 Prozent der gewerblich Tätigen konnten als voll sehtüchtig bezeichnet werden. Bei 27 Prozent aller Untersuchten wurde ein so mangelhaftes Sehvermögen festgestellt, daß nicht nur von einer starken Leistungsminderung, sondern auch von einer erhöhten Unfallgefahr gesprochen werden muß. Auch der Anteil der Sehuntüchtigen an Verkehrsunfällen ist überaus hoch.

Kurze Reaktionszeit keine Garantie

Lange Zeit war man der Ansicht, daß der reaktionstüchtige Kraftfahrer von Unfällen weniger betroffen wird als der, der langsamer reagiert. Das Forschungs- und Beratungsinstitut für Verkehrssicherheit in Köln konnte auf Grund seiner an weit über 5000 Kraftfahrern gewonnenen Erfahrungen nachweisen, daß 50 Prozent der „Unfälle“ eine gute bis durchschnittliche Reaktionszeit besitzen. Tauchte also ein unvermutetes Hindernis vor ihren Augen auf, so vermochten sie genauso schnell zu bremsen oder auszuweichen wie ihre unfallfreien Kollegen.

Auch beim Kraftfahrer treten weniger bestimmte Fähigkeiten als vielmehr „Grunddispositionen“ in den Vordergrund, die die Unfallbereitschaft stärken oder schwächen: etwa das optisch-räumliche Sichzurechtfinden oder die Ausgeglichenheit. Die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Organismus erlaubt jedoch z. B. bei Einengung des Gesichtsfeldes oder bei Farbschwäche, falls diese Mängel erkannt werden, einen Ausgleich durch entsprechende bessere Leistungsfähigkeit auf anderen für das Autofahren wichtigen Gebieten.

„Zwanziger“ am meisten gefährdet

In den USA ist man besonders intensiv der Frage nachgegangen, ob und welcher Zusammenhang zwischen Unfall und Lebensalter besteht. Es handelt sich um eine Überprüfung von insgesamt 35 000 in einem Zeitraum von zwanzig Jahren aufeinanderfolgenden Unfällen, die sich in einigen industriellen und nicht-industriellen Betrieben ereigneten. Sie betrafen die verschiedenartigsten Personen, so daß man von keiner einseitigen Auswahl sprechen kann.

Die Unfallrate der Zwanzig- bis Vierundzwanzigjährigen war zweimal so hoch wie die der Vierzig- bis Vierundvierzigjährigen, viermal so hoch wie bei den Fünfzig- bis Vierundfünfzigjährigen und sogar neunmal so hoch wie bei den Sechzig- bis Vierundsechzigjährigen. Bei den jüngeren Menschen muß also eine erhöhte Unfallneigung konstatiert werden, denn rund 70 Prozent der Unfälle geschehen vor dem 25. Lebensjahr. Im Rahmen dieser Erhebung wurde auch festgestellt, daß die Männer in weitaus stärkerem Maße zu Unfällen neigen als die Frauen, wobei das Verhältnis in der Industrie mehr als 2:1 beträgt.

Unfallverhütungsmaßnahmen

Den Menschen mit dem „dicken Fell“, den leicht Erregbaren, den, der sich an neue Handhabungen nur schwer gewöh-

Ungezählte Arbeitsunfälle ereignen sich jedes Jahr in der Bundesrepublik. Hier kam jede Hilfe zu spät.

nen kann, oder den, der sich den „Spielregeln“ der Gemeinschaft widersetzt, wird man mit propagandistischen Aufklärungsaktionen, mit Belehrungen und Plakaten, auf denen der Tod an der Straßenkreuzung, an der Maschine, auf der Leiter, am Hochofen oder sonstwo lauert, nicht packen können. Es kommt letztlich darauf an, den für einen bestimmten Beruf bzw. Arbeitsplatz vorgesehenen Mitarbeiter nach psychologischen Gesichtspunkten auszuwählen. Man sollte also das Übel an der Wurzel packen und nur den Bewerber einstellen, der auch wirklich als der „richtige Mann auf dem richtigen Arbeitsplatz“ gelten kann.

Eine Kontrolle von 300 Rangierern eines Hüttenwerkes führte zu dem Ergebnis, daß fast ein Fünftel von ihnen für diese spezielle Tätigkeit ungeeignet war. Eine andere an über 350 Arbeitern des Baugewerbes durchgeführte Untersuchung ergab, daß über die Hälfte durch ungeschickte Bewegungen abgestürzt war. In einem anderen Werk sank die Unfallziffer um ein Drittel, nachdem ein Si-

cherheitsingenieur eingestellt worden war.

Bei der Durchsicht von 8000 Unfällen durch die Berufsgenossenschaft stieß man auf einen anderen Faktor, der für alle vorbeugenden Maßnahmen von besonderer Bedeutung sein dürfte. Es wurde Unfallhäufigkeit und Arbeits- sowie Pausenzeit miteinander verglichen. Die früher vorherrschende Annahme, daß der Montag es besonders „in sich habe“ und zur verstärkten Unfallbereitschaft führe, konnte entkräftet werden. Das Maximum liegt vielmehr auf den beiden folgenden Wochentagen, um zum Wochenende hin immer mehr abzusinken. Auch hier übrigens erwiesen sich vorbeugende Maßnahmen als zweckmäßig und sinnvoll. Der Wegfall der Frühstückspause bewirkte eine beträchtliche Erhöhung der Unfallrate. Nach Frühstücks- und natürlich auch Mittagspausen lassen die Unfälle nach. Die Unfallhäufigkeit kann gemindert werden, wenn den Arbeitenden Gelegenheit gegeben wird, sich hinreichend zu entspannen.

Auf den Menschen kommt es an

Reine „Unfallpropaganda“ führt zur Abstumpfung der Angesprochenen und zur Bagatellisierung der tatsächlich vorhandenen Gefahren. Erziehung zur Vorsicht dagegen trägt ihre Früchte. So ging in einem Automobilwerk die Unfallziffer von monatlich 100 auf 26 zurück, nachdem eine den Augenschutz betreffende Unfallaktion durchgeführt worden war. Beim Kampf gegen den Unfall kommt es vor allem darauf an, den Menschen mit Hilfe gesicherter Methoden in Verbindung mit dem Arbeitsplatz zu erschaffen und zu begreifen. Ein innerlich unausgeglichener, unsicher reagierender Kranführer mit stark eingeengtem Gesichtsfeld wird zum Unfall genauso „prädestiniert“ sein wie der schwächliche Transportarbeiter, der nicht schwindelfreie Schornsteinfeger und der von Natur aus langsam arbeitende Dreher, der sich zum verschärften Tempo antreibt. Es wäre wirklich irrig, die Mehrzahl der Unfälle als zufälliges, gleichsam schicksalhaftes Ereignis und Mißgeschick anzusehen und zu bewerten.

Unfälle verschlingen Unsummen

Die gewerblichen Berufsgenossenschaften als Träger der gesetzlichen Unfallversicherung haben im Jahre 1960 rund 1500 Millionen DM für Unfallverhütung, Heilverfahren, Berufsfürsorge, Renten und sonstige Geldleistungen ausgegeben.

Seit 1949 haben sich damit ihre Aufwendungen mehr als vervierfacht. Sie betrugen damals rund 350 000 000 DM.

Von den Gesamtausgaben wurden rund 1300 Millionen DM für Entschädigungsleistungen aufgewandt, davon rund 261 Millionen DM für Heilbehandlung und Berufsfürsorge.

Für Entschädigungen von Berufskrankheiten wurden 333 Millionen DM aufgewendet.

Die Kosten für die Unfallverhütung stiegen, verglichen mit dem Vorjahr, erneut um 10 Prozent auf rund 33 Millionen DM. Auf diesem Gebiet haben die gewerblichen Berufsgenossenschaften nur

Führungs- und Steuerungsaufgaben. Die Durchführung von Unfallverhütungsmaßnahmen (Schaffung gesicherter Arbeitsplätze, Sicherungseinrichtungen an den Maschinen, Entstaubungsanlagen, Schutzkleidung wie z.B. Sicherheitshelme, Sicherheitsschuhe, Brillen usw.) obliegt allein den Unternehmern, die hierfür nach den von den Berufsgenossenschaften angestellten Ermittlungen rund 1 Milliarde DM jährlich aufwenden. Die Gesamtausgaben für Unfallverhütung erreichen damit nahezu die Höhe der gesamten Entschädigungsleistungen der gewerblichen Berufsgenossenschaften.

Und paß auf dem Weg gut auf

Früher sagte man es den Kindern — heute sollte man es seinem Mann nachrufen, wenn er zur Arbeit geht. Überall, wo Staat, Berufsgenossenschaften und Betriebe gegen Unfälle im Betriebsleben angehen, kommen sie gut voran. In den zehn Jahren nach 1950

wurde der Tod am Arbeitsplatz unzählige Male besiegt, 43 Prozent weniger Menschen mußten daran sterben, daß sie aus Versehen in die Maschine griffen oder von einem Werkstück getroffen wurden. Bei den Berufskrankheiten war der Erfolg noch beeindruckender; die Zahl der Todesfälle sank von 1950 bis 1959 sogar um 60 Prozent!

Aber — der Weg zum Arbeitsplatz spottete bisher jeglicher Unfallverhütung; in der gleichen Zeit stieg hier die Zahl der Todesfälle um ein Drittel.

Natürlich hat sich das Risiko infolge der überladenen Straßen, des gedrängten Verkehrs bedenklich erhöht. Doch ließ diese fast unvermeidbare Entwicklung allein die Zahlen der Toten im Berufsverkehr so bedenklich in die Höhe gehen?

Es spielt gewiß auch eine Rolle, daß wir

jenseits des Büros und der Montagehalle für eine planmäßige Unfallverhütung nicht mehr so recht erreichbar sind. An unserem Arbeitsplatz kann man, selbst wenn wir es selbst gar nicht so ernst nehmen möchten, die Schutzeinrichtungen verbessern. Man kann uns ständig durch eindrucksvolle Warnschilder zur Vorsicht drängen. Wir denken zwar, wir sähen schließlich darüber hinweg, aber ein ergreifendes Unfallbild wirkt in uns nach, ob wir wollen oder nicht. Draußen auf der Straße jedoch, da ist es nicht mehr unsere Maschine, da ist es auch nicht mehr die penetrante ständige Warnung. Wir wollen vom Beruf nichts mehr wissen, endlich Privatmensch sein und mal an nichts, gar nichts mehr denken wollen.

„Nicht mehr daran denken wollen“ — gerade dann passiert's!

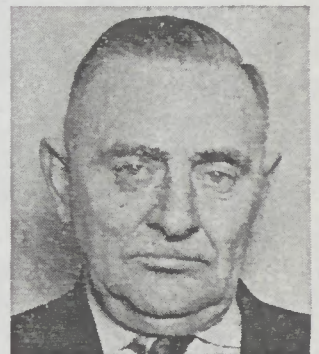
25jähriges Jubiläum



Heinrich Poggel
Horiz.-Bohrer in der
Mech. Werkstatt
Werk Reisholz



August Stanislawski
Kranführer
im SM-Werk
Werk Oberbilk



Josef Möller
Meister in der
Stoßdämpferabteilung
Werk Reisholz

40 jähriges Jubiläum



Josef Eichwald
Schlosser in der
Rohradjustage
Werk Reisholz

UNSERE JUBILARE



Ein Tip für Winterfrischler:

KLEINE WINTERREISE IN DEN



Foto: Deike — Anthony

SCHWARZWALD

Viele unserer Zeitgenossen sind heute bereits des hektischen sommerlichen Ferienbetriebs überdrüssig und suchen ihre Erholung in den ruhigeren Wintermonaten. Sie verkriechen sich in ein abgelegenes Gebirgsnest, tummeln munter über Hänge und Pisten oder wandern geruhsam durch den Winterwald. Im südlichen Schwarzwaldgebiet eröffnen sich nicht nur für den passionierten Wintersportler und die Skihaserin zahlreiche Möglichkeiten für Erholung und Urlaub. Mit festem Schuhwerk und warmer „Verpackung“ durch den winterlich verzauberten Forst zu stapfen — losgelöst vom betriebsamen Alltag — ist für jeden ein beglückendes Erlebnis, das noch lange unseren Alltag überstrahlt.

Der Schnee ist heute in den Großstädten eine Seltenheit geworden und „weiße Weihnachten“ kennen wir nur noch aus dem Märchenbuch und der Volksschulfibel der ersten Klasse. Beim Anblick der Schwarzwaldberge im Winterkleid erwachen unsere Kindheitserinnerungen wieder. Wir erleben ein lustig-wirbelndes Schneegestöber, das lautlos-feierliche Tänze der Flocken auf die überladenen, glitzernden Zweige, die bizarre Schönheit verschneiter Hecken und die dicken Schneefäuste des niedrigen Gehölzes. Wem schlägt nicht das Herz höher bei einer Pferde-Schlittenfahrt durch die verzauberte unberührte Schönheit des Winterwaldes? Wenn eine Lichtung den Blick freigibt, erscheinen die Tannen am Hang wie große Zuckerhüte, und die Hügel in klarer Ferne könnte man für riesige Rücken einer ruhenden Herde halten.

Bringt uns das „Bähnle“ von Stuttgart aus gen Süden, tauchen bald hinter Leonberg und Calw, der Geburtsstadt Hermann Hesses, die ersten Schwarzwaldberge auf. Das Land wird „bucklig“ und die Wälder treten dicht bis an die Schienenstränge heran.

Wildbad ist etwas umwegig zu erreichen, wäre jedoch einige Zeit des Verweilens wert, wenn es sich in unseren Reiseplan eindisponieren ließe. Nicht nur das Thermal-Schwimmbad, das auch im Winter geöffnet ist, bietet erholsame Stunden. Eine Fahrt mit der Zahnradbahn zwischen den wie Schwalbennester hochklettern den Häusern zum Sommerberg-Hotel mit dem belebten Wildpark erlaubt uns einen wundervollen Ausblick hinunter ins Enztal.

Auch das sonnige, hochgelegene Freudenstadt, dessen Zentrum im Kriege fast völlig zerstört wurde, ist sehenswert. Der schöne Marktplatz mit den Arkaden ist getreu dem früheren Stadtbild wieder erstanden.

Über das anheimelnd-altertümliche Gengenbach und Haslach, der Heimatstadt des schwäbischen Volksschriftstellers Heinrich Hansjakobs, geht's weiter ins Nußbachtal bei Triberg, wo wir uns keinesfalls das erregende Schauspiel der Wasserfälle, die von gewaltiger Höhe über zerklüftete Felsen in die Tiefe stürzen, entgehen lassen.

Unsere Fahrt führt uns weiter nach Süden ins romantische Neustadt im Herzen des Hochschwarzwaldes und schon befinden wir uns mitten im Feldberggebiet. Hier ist ein berühmter Ausgangspunkt für Schneewanderungen auf geräumten Wegen. Vom Plateau des Feldbergs aus, der höchsten Erhebung

des Schwarzwaldes, hat man einen herrlichen Rundblick über die nahen Höhen und Schluchten bis hinüber ins Rheintal mit den dahinterliegenden Vogesen. In südlicher Richtung ist die Kette der Alpen mit ihren höchsten Gipfeln in weiter Ferne zu erkennen. Hier, am Feldberg, kann der alpine Sportler seine Bretter anschnallen und auch für Skibabies gibt es ungefährliche Übungswiesen. Dem beschaulichen Wanderer offenbart sich in einzigartigen Rundwegen der herbe Reiz des verschneiten Waldgebirges. Kenner bevorzugen die abseitigen, wenig begangenen, geräumten Pfade in eines der herrlichen Hochtäler oder hinunter zum Titisee.

Wir begegnen malerisch verträumten Gehöften, wo zur Winterzeit eifrig Heimarbeit betrieben wird. Bild- und Löffelschnitzer, Weber und Tellerdreher üben hier noch traditionsgetreu die Kunst ihres alten Handwerks aus. Man findet stille Ortschaften, in denen das Weltgeschehen den Atem angehalten zu haben scheint.

Da und dort grüßen uns alte historische Türme und Portale als steingewordene Sagen.

Das anmutige Hinterzarten und das verträumte Fleckchen Todtnauberg wollen wir auch besuchen. Ferner wäre ein Ausflug zur Höllentalstraße oder ins Hexental bei Freiburg zu empfehlen. Auch der Kandel und Belchen, die mächtigsten Berge am westlichen Gebirgsrand dieser urtümlichen Landschaft sind ein lohnendes Ziel. Das Herzogenhorn, an dessen Fuß Bernau liegt, wo der Maler Hans Thoma geboren wurde, wäre ebenfalls eine zünftige Tagestour.

Wer noch weiter ausfliegen will, dem sei eine Fahrt zum düster-melancholischen Mummelsee an der Schwarzwaldhochstraße, zur Hornisgrinde, oder zum Kaiserstuhl empfohlen. Nirgends ist es eintönig, überall Abwechslung, neue Eindrücke, Staunen und Erleben!

Nach langer Wanderung in der frischen würzigen Winterluft kehrt man gerne in eine der alten Schenken am Wege ein, die mit ihren kunstvollen, schmiedeeisernen Wirtshausschildern zum Bleiben locken. Alte Herbergen mit gemütlichen Gaststuben wie „Zum Hirsch“, „Zum Adler“ oder „Zum Lamm“ gibt es in großer Zahl. Die Schwarzwälder Gastronomie ist weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. Bei einem schwäbischen „Spätzlegericht“ mit dem unvermeidlichen „Viertel“ (die Zusammenstellungen erinnern oft an südländische EBgewohnheiten) lauschen wir mit Vergnügen den Gesprächen der Einheimischen. Wenn man erst die alemannische Mundart ohne Schwierigkeiten versteht, kommt auch bald ein gemütliches „Schwätzle“ zustande, denn der urwüchsige, echte Schwabe ist gar nicht so stur, wie man ihm fälschlicherweise nachsagt.

Eine Besichtigung der nahen Studentenstadt Freiburg im Breisgau müßte in unsere Schwarzwaldreise unbedingt eingeplant werden. Für Kunstverständige ist das Münster mit dem „schönsten Turm der Christenheit“, ein Meisterwerk gotischer Baukunst, das im Mittelalter vollendet wurde, besonders interessant. Man schlendert durch das bunte imposante Treiben auf dem Markt vor dem Münster, wo „Chrisi-Wässerli“ (Kirsch-

wasser), Schwarzwälder Speck, Uhren, Strohschuhe, und vieles andere angeboten wird, was speziell die Schwarzwälder Heimindustrie produziert. Der Souvenir-Jäger hat hier ein weites Feld vor sich.

Einen unauslöschlichen Eindruck bereitet uns die Sicht auf die Stadt mit ihren Türmen und Zinnen inmitten der Wäldermeere vom nahen „Schauinsland“,

den wir mit der Seilbahn schnell erreichen. Wer das einzigartige Waldgebirge schon einmal in der Sommerszeit kennen gelernt hat, dessen Liebe wird auch im Winter nicht erkalten. Zu jeder Jahreszeit findet der erholungssuchende Städter dort freundliche Aufnahme. Für jeden Geschmack und jeden Geldbeutel ist das richtige zu finden.

Sofi-Irene Kleine

Für die Hausfrau

Apfelauflauf

Von 4—6 geschälten Äpfeln Deckel abschneiden, die Äpfel aushöhlen, die Masse feinwiegen und mit 2 Eßlöffeln Rum und 100 g Zucker mischen. Aus $\frac{1}{4}$ Liter Milch, 125 g Mehl, 50 g Butter, 3 Eidottern sowie einer Prise Backpulver und dem steifen Schnee der 3 Eiweiß einen Rührteig bereiten, die marinierte Apfelmasse leicht damit mischen und drei Viertel der Masse in die ausgehöhlten Äpfel füllen. Die restliche Teigmasse in die gebutterte Form als Unterlage legen, die gefüllten Äpfel daraufbetten und ungefähr 20 Minuten backen.

Rosenkohl in Butter gedämpft

500 g Rosenkohl von den äußeren Blättern befreien, den Boden kreuzweise einkerben, gut waschen, in einer Kasserolle Butter erhitzen, eine kleine Zwiebel feinschneiden, zusammen mit dem Rosenkohl in die Butter bringen, andämpfen, ein Löffelchen Mehl anstäuben, etwa 200 g Wasser auffüllen und den Rosenkohl etwa $\frac{1}{2}$ Stunde darin garschmoren lassen. Mit Salz und einer Prise Zucker abschmecken.

Masurischer Suppentopf

250 g feingeschnittene Zwiebel in 40 g Butter goldgelb andämpfen, 1 kg Sauerkraut dazugeben, 40 g Mehl darüberstäuben, hell anrösten lassen, dann 2 Eßlöffel Tomatenmark, 500 g geräuchertes Schweinefleisch hinzufügen und 3 Liter Wasser auffüllen, 1 Stunde kochen, 1 kg Kartoffeln in groben Würfeln schneiden und in der Suppe weich kochen. Sobald die Zutaten gar sind, das Schweinefleisch in Portionsstücke schneiden, in die Suppenterrine bringen, die Brühe mit $\frac{1}{4}$ Liter saurer Sahne abziehen, darüberfüllen und heiß anrichten.

Apfelklöße

5 Semmeln von der Kruste befreien, in $\frac{1}{2}$ Liter Milch $\frac{1}{2}$ Stunde lang weichen lassen, gut ausdrücken, glattrühren, 60 g Butter mit 2 Eiern schaumig rühren, eine Prise Salz dazugeben, desgleichen die Semmelmasse und sechs große, geschälte, in kleine Würfel geschnittene Äpfel und so viel Mehl, daß ein fester Teig ent-

steht. Aus diesem Teig mit feuchtem Löffel Klöße abstechen, in leicht gesalzenem Wasser etwa $\frac{1}{2}$ Stunde ziehen lassen, bis sie an der Oberfläche schwimmen, aus dem Wasser nehmen, dick mit Zucker und Zimt bestreuen und mit reichlich Butter, in der Semmelbrösel hellbraun geröstet wurden, übergießen.

Schusterpastete

Etwa 250 g gekochtes Fleisch (Reste vom Braten oder Kochfleisch), einen entgräteten, gewässerten Hering und eine feingewiegte, mit etwas Wasser weichgekochte Zwiebel zweimal durch die Fleischhackmaschine treiben, mit Salz und Pfeffer abschmecken, etwas gewiegte Petersilie dazugeben. Ungefähr 1 kg in der Schale gegarte Kartoffeln abziehen, in gleichmäßige Scheiben schneiden, eine feuerfeste Form mit Butter ausstreichen und lagenweise abwechselnd mit den Kartoffelscheiben und dem Fleischbrei füllen, oben auf Kartoffelscheiben decken, $\frac{1}{4}$ Liter Milch oder Sahne über das Ganze füllen, mit flüssiger Butter beträufeln und zu goldgelber Farbe backen.

Hammelschüssel mit Sahne und Käse

1 Kilo Hammelfleisch (Keule) ohne Knochen, von allen Fettheilen befreien und 3 Tage in Buttermilch legen. Dann in einer Kasserolle in zerlassener Butter von allen Seiten braun braten, etwas Wasser hinzugießen und zugedeckt garschmoren lassen. Erkalte, in Scheiben schneiden und in eine feuerfeste, flache Form legen. Etwas Salz darüberstreuen, $\frac{1}{4}$ Liter saure Sahne übergießen, dick mit geriebenem Hartkäse (Allgäuer Emmentaler) bestreuen und im Backofen hellbraun überbacken.

Winke mit dem Kochlöffel:

Den Boden der Chicoréestauden vor der Zubereitung mit einem spitzen Messerchen aushöhlen, da das Gemüse sonst leicht bitter schmeckt.

Puddings und Soßen sollen in Aluminiumtöpfen niemals mit einem Schneebesen oder Metalllöffel umgerührt werden, die Speisen werden sonst grau. Benutzen Sie also immer einen Holzlöffel.



Aussteuer - steuerfrei

Weißes Brautkleid, schwarzer Frack und schwarzer Zylinder. „Treulich geführt...“ in der Kirche, Handels Feuerwerksmusik zur Hochzeitstafel, bewundernde Blicke von Ilse's Freundinnen, Tuscheln bei zwei uneingeladenen Tanten — Stramke's Haus war Hochzeitshaus. Um der jungen Ehe ein solides Fundament zu geben, hatte Vater Stramke tief in seine Tasche gegriffen. Beim Möbelhändler standen die kompletten Möbelausstattungen für Schlafzimmer und Küche abzurufen. Zwei Jahre lang hatte Vater Stramke daran abbezahlt — und die dafür aufgewendeten Beträge bei der Steuer abgezogen.

Das Finanzamt meinte allerdings, Vater Stramke hätte zu früh mit seiner Unterstützungsaktion begonnen. Aufwendungen für die Aussteuer könnten nur dann von der Steuer befreit werden, wenn sie im Jahre der Heirat gemacht wurden. Als Vater Stramke das erfuhr, bekam er einen roten Kopf vor Zorn. Mit Recht, wie sich am Ende des langen Instanzenweges herausstellte.

Der Bundesfinanzhof legte nämlich dar, daß Vater Stramke ganz korrekt einen

von drei verschiedenen möglichen Wegen gewählt hatte, dem jungen Paar mit einer Aussteuer unter die Arme zu greifen. Eltern können:

die Aussteuer ganz oder teilweise in früheren Jahren einkaufen und bezahlen;

die Gelder für die Aussteuer zusammensparen und den gesparten Betrag im Heiratsjahr für die Aussteuer ausgeben;

die Aussteuer bis zu zwei Jahren nach der Heirat einkaufen; in Sonderfällen, wie bei erfolgloser Wohnungssuche des jungen Paares, kann dieser Zeitraum sogar verlängert werden.

Also: Ende gut, alles gut. Des jungen Paares Glück bleibt schattenfrei, Papa Stramke bleibt im Recht, Vater Staat bleibt familienfreundlich. Und auch bei vielen anderen Familien bleiben auf Grund dieses Urteils die oft sauer abgeknipsten Aussteueraufwendungen steuerfrei.

(Bundesfinanzhof, Urteil vom 25. 11. 60 — VI 85/60 U)

So groß ist Westberlin

Berlin erscheint auf der Weltkarte als winziger Punkt. Aber diese Stadt ist nicht nur ein festes Bollwerk der Freiheit im roten Meer. Es repräsentiert auch ein gewichtiges Potential in der westlichen Verteidigungsfront. So ist die Bevölkerung der Stadt größer als die Neuseelands und fast dreimal so groß wie die Israels. Die menschliche Arbeitskraft mit über 1,06 Millionen Erwerbstätigen läßt sich mit der ganz Irlands (1,17 Millionen) vergleichen; darunter sind 463 000 Frauen, mehr als doppelt soviel wie in der Südafrikanischen Union (214 000, bezogen auf die weiße Bevölkerung). Auch verfügt Westberlin über mehr Industriebeschäftigte als die Türkei und über fast doppelt soviel wie Portugal. Auf dem ganzen australischen Kontinent verrichten 1,3 Millionen Menschen Fabrikarbeit gegenüber den 300 000 auf den 480 Quadratkilometern der „Insel“. Einzelne Industriezweige der Stadt übertreffen in ihrer Bedeutung selbst westeuropäische Staaten; mit rund 100 000 Beschäftigten hat die elektrotechnische Industrie an der Spree ein weit größeres Gewicht als die der Schweiz und Österreichs zusammen (75 000). Stattlich ist auch die Rolle Berlins als Handelspartner. Allein der Wert der Lieferungen und Bezüge der Bundesrepublik nach und aus Westberlin ist größer als das Außenhandelsvolumen Dänemarks. Darüber hinaus exportiert Berlin in andere westliche Länder Waren in einem Werte (1,14 Milliarden DMark), der nahezu dem gesamten Exporterlös Portugals (1,22 Milliarden DMark) entspricht. Als Abnehmer ist die heißumstrittene Insel ein Weltmarktkunde von der Bedeutung eines Landes wie Uruguay. Einschließlich der Einfuhren aus der Bundesrepublik ist Westberlin ein Importeur vom Range der Schweiz (8 Milliarden DMark). Die mächtige Werkstatt, deren Sozialprodukt an das eines Landes wie Griechenland heranreicht, liefert dem Westen wertmäßig fast das Doppelte von dem, was die Sowjetunion aus der ganzen Ostzone (3,6 Milliarden D-Mark) als ihrem wichtigsten Wirtschaftssatelliten bezieht.



Wohin

1. Fortsetzung

In den folgenden drei Jahren fehlte Carl Götze bei den Gordon-Bennett-Fahrten, doch das bedeutete nicht, daß er dem Ballonfahren keinen Geschmack mehr abgewann. Im Gegenteil, die Freude an diesem schönen Sport war so groß wie eh und je, und vielfältig waren die Erlebnisse.

Lange war Carl Götze jetzt als „zweiter Mann“ gefahren. Ihn drängte es jetzt, der „erste“ zu sein. Und dann kam das Jahr 1934. Es brachte für Carl Götze die Aufforderung, ein zweites Mal am Gordon-Bennett-Rennen teilzunehmen, diesmal als Ballonführer mit Dr. Erich Burckhardt als Begleiter.

Die Fahrt dieses Jahres wurde in Warschau gestartet, und die drei teilnehmenden deutschen Ballone gingen schon von vorneherein mit einem großen Handicap in das Rennen. Sie waren, weil in Deutschland eine entsprechende Verordnung bestand, alle etwa 150 bis 200 Kilogramm schwerer als die ihrer ausländischen Konkurrenten. Das bedeutete aber gleichzeitig, daß genau dieses Gewicht weniger Ballast mit auf die große Fahrt genommen werden konnte, gerade der Ballast, der in den letzten entscheidenden Stunden fehlte, wenn es galt, den Ballon so lange wie möglich in der Luft zu halten, um Kilometer zu „hamstern“, Entfernung zu gewinnen. Götze und Dr. Burckhardt mußten nach stundenlanger Fahrt bei Starawun südlich von Leningrad landen, sie hatten eine Entfernung zurückgelegt, die ausreichte, die beiden anderen teilnehmenden deutschen Ballone weit hinter sich zu lassen, die aber wieder zu kurz war, den Sieg in dieser Konkurrenz zu gewinnen. Immerhin qualifizierte sich Götze als bester Deutscher automatisch für die Fahrt des kommenden Jahres.

*

Carl Götze und Werner Lohmann kannten sich schon seit dem Jahre 1928. Sie waren sich näher gekommen, waren Freunde geworden, ohne daß zunächst von Götzes „Steckenpferd“, dem Ballonsport, die Rede gewesen war. Aber fünf Jahre später begann sich Lohmann, der auch ein begeisterter Automobilsportler ist, für den Freiballon zu interessieren. Und so begann im Jahre 1933 eine Kameradschaft, die gute und schlechte Zeiten überdauerte, die zu einer tiefen inneren Verbundenheit führte und die sich wieder und wieder in größten Gefahren bewährte, wenn vom Handgriff des einen das Leben des anderen abhing. Götze war jetzt lange genug mit Lohmann gefahren, um zu wissen, was in seinem um fünf Jahre jüngeren Kameraden steckte. Vor allen Dingen war es eine Eigenschaft, die beiden Männern gleich war und die Götze bestimmte, sich Werner Lohmann als Partner für

der Wind sie trieb ...

VON JÜRGEN FRÄNZL

das Gordon-Bennett-Rennen des Jahres 1935 auszusuchen: Lohmann hatte wie Götze den Mut, das äußerste Risiko zu wagen, wenn es galt, aus einem Wettbewerb siegreich hervorzugehen; die beiden hatten das besonders im Laufe des Jahres 1934 bei einer ganzen Reihe von Konkurrenzen ausprobiert.

Start zur Gordon-Bennett-Fahrt 1935.

Warschau brodelte von Menschen, die dabei sein wollen. Die Ballonfahrer stehen vor der Ehrentribüne. Leise zieht das Gas in die Ballone, die sich langsam zu mächtigen Kugeln aufblähen. Ansprachen. Eine Nationalhymne erklingt. Der erste Ballon steigt auf, gewinnt an Höhe, entschwindet langsam in der Abenddämmerung, die sich von Osten auszubreiten beginnt.

Götze und Lohmann machen sich fertig, die Reihe kommt an sie. Von der polnischen Ansprache verstehen sie kein Wort, da klingt schon das Deutschlandlied auf. „Glück ab!“ Der Gruß an startende Ballonfahrer klingt aus der Haltemannschaft. Die Fahrt beginnt.

Sie steigen schnell. Die Richtung ist Ost. Unter ihnen flammen die ersten Lichter in Warschau auf, bleiben zurück. Dann umfängt sie die schnell hereinbrechende Dunkelheit. Die erste Nacht ist sternklar. Unter ihnen die ostpolnischen Sümpfe, dann die weiten Ebenen Weißrusslands in das bleiche Leuchten des aufgehenden Mondes getaucht. Weit über dem Ballon strahlen die Sterne. Sie scheinen greifbar nah. Lautloses Schweben. Die beiden Männer sprechen kein Wort. Schweigend sind sie der Schönheit dieser Stunden hingegeben.

Es ist nicht ihre erste Fahrt unter dem Glanz der Sterne. Wie kommt es nur, daß das Erleben trotzdem immer wieder neu ist?

Dann graut der Morgen.

Sie sind jetzt über der Ukraine. Der Ballon wird anscheinend immer noch nach Osten getrieben. Er ist jetzt ungefähr 3000 Meter hoch. Wie aus einer Spielzeugschachtel genommen liegt die Landschaft unter ihnen. Einzelheiten sind kaum zu erkennen. Nördlich von ihnen eine größere Stadt. Kiew?

Die Sonne gewinnt mehr und mehr an Kraft. Gegen Mittag ist es fast drückend heiß. Das Gas dehnt sich aus, der Ballon steigt jetzt schnell. Etwa 4000 Meter ist er jetzt hoch. Weit und breit ist keiner der Konkurrenten zu sehen.

Dann sinkt der Ballon wieder. Die beiden Düsseldorfer sehen das nicht ganz ungern. Sie müssen mit ihrem Sauerstoffvorrat recht sparsam umgehen, haben sie doch nur zwei Flaschen an Bord. Etwa zwei Stunden treibt der Ballon in knapp 3000 Meter Höhe, dann geht

es wieder steil bergauf. Knapp unter 7000 pendelt die Nadel des Höhenmessers jetzt. Doch auch diesmal hält der Ballon nicht die Höhe, in knapp drei Stunden sackt er um fast vier Kilometer durch.

Die zweite Nacht bricht an. Den ganzen Tag über war schönes Wetter gewesen, doch jetzt wird es, bald nachdem die Sonne gesunken ist, empfindlich kalt. Götze und Lohmann sind in einen Kaltluftstrom geraten, der den Ballon nach oben zieht. Gegen Mitternacht sind sie wieder gut 6000 Meter hoch. Der Ballon fällt jetzt nicht wieder. Auf der Front der kalten Luft wird er sogar noch weiter in die Höhe getrieben.

Sieben Kilometer sind sie hoch, als die Sonne weit im Osten über der russischen Ebene aufgeht. Längst sind sie schon wieder auf den Sauerstoff aus ihren Flaschen angewiesen.

In der Morgensonne erwärmt sich die Luft schnell, aber auch der Ballon wird wärmer, und das bedeutet, daß er noch größere Höhen gewinnt.

Wie gebannt schauen Götze und Lohmann auf den Höhenmesser. 8000 Meter und der Ballon steigt weiter.

Warum verschwimmen denn nur die Zahlen auf dem Höhenmesser vor den Augen? Arme und Beine sind plötzlich so schwer geworden. Wie in weiter Entfernung lehnt der Kamerad auf der anderen Seite des Korbes. Jetzt setzt er sich, sitzen sie beide, sie sehen sich an, aber alles ist so weit, so weit ...

„Ich bin so müde“, denkt Götze, so müde, daß er den Kopf auf die Brust sinken lassen möchte. Dann sieht er wie durch einen Schleier, daß Werner Lohmann auf dem Boden tastet. „Er sucht etwas.“ Götze überlegt, die Gedanken gehen durcheinander. „Was mag er nur suchen?“

Und dann fällt sein Blick auf die beiden großen Flaschen. Urplötzlich sind seine Gedanken wieder klar: „Der Sauerstoff! Wir müssen die Flasche wechseln.“

Jetzt suchen sie beide, tasten sie beide über den Boden. Der Schraubenschlüssel. „Mein Gott, wenn doch die Glieder nur nicht so schwer wären!“

Carl Götze und Werner Lohmann wissen sich nicht mehr zu erinnern, wer von ihnen dann den Schraubenschlüssel in der Hand hielt, wer mit letzter Kraft mit dem so schwer gewordenen Werkzeug die große Mutter löste. Sie wissen nur noch, daß die Gefahr sie plötzlich wieder hellwach gemacht hatte, daß schon das Zischen des aus der geöffneten Flasche ausströmenden Sauerstoffs ihre Lebensgeister belebte und daß sie gierig ihre Schläuche anschlossen.

Zwei, drei tiefe Atemzüge. Niemand kann das Gefühl beschreiben, wie es ist,

wenn plötzlich das Leben zurückkehrt, das nur noch an einem winzigen Faden hing, das in letzter Minute gerettet wurde.

Den beiden blieb keine Zeit, an die eben überstandene Gefahr zu denken, denn mit den frischen Kräften war ihnen auch die Aufgabe ins Bewußtsein zurückgekehrt, die sie sich gestellt hatten: das bestmögliche Ergebnis aus dieser Gordon-Bennett-Fahrt herauszuholen.

Sie schauten auf die Uhr. Es war mittlerweile heller Vormittag geworden. Ein Sack mit Ballast war ihnen noch geblieben. Sie verständigten sich mit einem schnellen Blick, dann warf Götze auch diesen Sandsack ab. Lohmann nickte dazu: „Wir können noch Zeit und Entfernung gewinnen.“ Den Gedanken an die Landung drängten sie zurück. Die mußte eben auch ohne Ballast gelingen.

Noch bis 13 Uhr hielten sie den Ballon in der Luft. Dann begann er zu fallen. Erst langsam, dann immer schneller, und schließlich raste er auf die Erde zu. Wie ein immer breiter werdendes Band schoß ihnen ein Strom entgegen: Die Wolga. Sie befanden sich noch in ziemlicher Höhe, als Götze die Reißbahn aufriß. Das Gas entwich, und wie ein Fallschirm breitete sich die Ballonhülle über dem Korb aus. Auf einem Feld in der Nähe von Saratow schlugen sie auf, fast 14 000 Kilometer von ihrem Startplatz Warschau entfernt.

Sie waren Vierte geworden. Die besten deutschen Teilnehmer zwar, aber nur Vierte. Ihre Enttäuschung war grenzenlos. Hätten sie nur noch drei Zentner mehr Ballast mitnehmen können, genau so viel wie ihr Ballon mehr wog als die ihrer Konkurrenten — vielleicht wären sie dann die Sieger gewesen.

Aber dennoch hatten sie auf dieser Fahrt einen Rekord aufgestellt. Sie sahen es erst, als sie die Kurve ihres Barographen, ihres „Höhenschreibers“ in den Händen hielten. An dieser Kurve kann man den Verlauf einer Fahrt genau kontrollieren, wenigstens soweit es die Höhe anbelangt.

Die Barographen-Kurve dieser Fahrt von Götze und Lohmann dürfte einmalig sein. Vor ihnen hatte noch kein Ballon dieser Größe von 2310 Kubikmeter Inhalt eine solche Höhe erreicht. Weit über 8000 Meter zeigte die Kurve an. Wahrhaftig eine erstklassige Leistung, für die Carl Götze die Harmon Trophy, die höchste fliegerische Auszeichnung, die es gibt, erhielt. Verbunden mit dieser Trophäe ist die Ehrenmitgliedschaft in der Ligue Internationale des Aviateurs.

So hatte diese abenteuerliche Fahrt doch noch eine verdiente Anerkennung ge-

bracht, außerdem natürlich wieder die automatische Teilnahmeberechtigung an der Gordon-Bennett-Fahrt des kommenden Jahres.

*

Regelmäßig alle dreißig Minuten meldet sich Königswusterhausen im Radiogerät: „Windrichtung Nordost, Geschwindigkeit 80 Kilometer pro Stunde.“ Das geht schon seit Stunden so. Immer dieselbe Meldung in der ruhigen und sachlichen Stimme des Ansagers.

Die beiden Männer im Ballon, vom Regen durchnäßt und vom Eis durchfrozen, sind den nüchternen Worten des Sprechers dankbar, die für sie die einzige Verbindung mit der Erde sind.

Jetzt sind sie schon fast 24 Stunden unterwegs. Es war ein grau verhangener Sonntag im September, als sie gestern nachmittag in Warschau aufgestiegen sind. Schon nach wenigen Minuten waren sie im Dunst verschwunden, von der Erde war nichts mehr zu sehen. Nach ein, zwei Stunden mußten sie die polnisch-russische Grenze überfliegen haben und irgendwo in einer „Waschküche“ über Weißrußland hängen.

Zuerst hatten sie noch auf eine Wetterbesserung gehofft, aber diese Hoffnung hatte getrogen. Im Gegenteil, es war sogar zunehmend schlechter geworden. Zuerst hatte es nur genieselt, später trommelte der Regen in großen Tropfen auf den Ballon.

Dann waren sie gestiegen, weit über 3000 Meter. In dieser Höhe gab es statt des Dauerregens Schneeschauer und Hagel. Verspannungen, Ballonhülle und Korb waren bald mit einer zentimeterdicken Eisschicht bedeckt.

Durch das Gewicht des Eises wurde der Ballon schwerer, er sank. Wieder Regen, und wie aus Kübeln gegossen floß das schmelzende Eis vom Ballon in den Korb. Um nicht im Nassen stehen zu müssen, hatten sie zuerst versucht, das Wasser auszuschöpfen. Das war nahezu zwecklos. Da hatten sie ein Loch in den Boden des Korbes geschnitten, durch das die Regenfluten abfließen konnten.

Vom Eis befreit, war der Ballon wieder leichter geworden, wieder stieg er, verweilte aufs neue. Stundenlang ging dieses Spiel hin und her: Eis — Regen, Eis — Regen.

In all diesen Stunden hatte die Stimme des unbekannten Ansagers aus Königswusterhausen ihnen einen Halt gegeben, aber jetzt geht es auch damit zu Ende. Der Apparat streikt, er ist fast aufgeweicht in der dauernden Feuchtigkeit. Der Ballastvorrat ist jetzt schon ziemlich erschöpft, also wird der Apparat bei der nächsten Gelegenheit am Lastenfallschirm auf die Erde geschickt. Damit ist für die beiden Männer im Ballon die letzte Orientierungsmöglichkeit abgebrochen. Sie waren zu einem bloßen Spielball des Windes geworden, denn sie wußten nicht mehr, wohin der Wind sie trieb.

Zu Anfang ihrer Fahrt hatten sie sich noch ausrechnen können, daß es rund 1600 Kilometer bis zur Arktis waren, daß ihre Fahrt also nach längstens zwanzig Stunden zu Ende gehen mußte, wollten sie nicht in die weiße Einsamkeit des Nordens getrieben werden. Diese zwanzig Stunden waren jetzt längst vergangen, nicht ein einziges Mal hatten sie Erdsicht gehabt.

Götze und Lohmann stehen vor vielen

Die Ballone werden gefüllt. Wie Pilze wachsen die riesigen Kugeln aus der Erde.



Fragen: „Ist die Geschwindigkeit gleichbleibend gewesen? Hat sie vielleicht nachgelassen? Oder hat der Wind sich gedreht?“

Sie wollen wissen, wohin ihre Fahrt geht, sie wollen wissen, wo sie sind. Da kommt der Zufall ihnen zur Hilfe: Der Ballon sinkt. Diesmal fangen sie den Fall nicht mit ihrem ohnehin schon knapp gewordenen Ballast ab, sie lassen ihn durchsacken.

Jetzt sind sie auf 1000 Meter, die Regenwolken sind undurchdringlich wie zuvor. Es geht weiter abwärts, 700, jetzt 500 Meter, es ist nichts, aber auch nichts zu sehen. Vorsichtshalber schleppen sie eine Sauerstoffflasche an den Rand des Korbes, die sie abwerfen können, um den Ballon im Notfall wieder in die Höhe zu zwingen.

200 Meter, alles ringsumher ist grau, 100 Meter — da, ein Loch in den Wolken. Sie gehen noch etwas tiefer, haben

endlich Sicht. Unter ihnen sprüht die Gischt. Weiße Schaumkronen auf grünen Wellen: Wasser, soweit der Blick reicht nichts als Wasser.

Das offene Meer? Vielleicht nur ein großer Binnensee? Diese bange Frage steht vor den beiden Männern im Ballon. Schon vorhin, als sie den Ballon haben durchfallen lassen, haben sie das Schleppseil ausgeworfen, jetzt schlägt es auf das Wasser auf. Schnell den Kompaß zur Hand. Wahrhaftig, die Windrichtung hat sich geändert, sie treiben jetzt nach Nordwesten.

Gerade noch eben, bevor der Ballonkorb auf das Wasser aufklatscht, fliegt die Sauerstoffflasche, vorher vorsorglich bereitgestellt, über Bord. Steil steigt der plötzlich entlastete Ballon aufwärts, aufs neue in den Dunst der Regenwolken und jetzt auch noch in die zunehmende Dunkelheit der herniedersinkenden Nacht.



Die beiden Ballonfahrer machen jetzt aus der Not eine Tugend. Was bleibt ihnen auch schon anders übrig? Ein Niedergehen auf dieses unbekannte Gewässer, wo vielleicht nie ein Schiff vorüberkommt, käme dem Selbstmord gleich. Also müssen sie weiterfahren, weiter durch die Ungewißheit der Nacht, durch die Unbestimmtheit von Regen und Nebel.

29 Stunden sind sie jetzt schon unterwegs. Der Ballast, mit dem ein Fallen des Ballons aufgefangen werden kann, ist nahezu aufgebraucht. Wäre die Windrichtung nordost wie in den ersten Stunden der Fahrt geblieben, müßte das Wasser unter ihnen das Eismeer sein. Aber der Wind hat sich gedreht, vielleicht schon vor vielen Stunden, und das bedeutet neue Hoffnung. Sie sind also in einem Bogen gefahren, vielleicht treffen sie doch in den nächsten Stunden wieder auf eine Küste.

Sie bringen den Ballon auf 3000 Meter Höhe. So hoch wollen sie bleiben, solange es nur irgendwie möglich ist. Die ganze Nacht hindurch können sie sich noch in der Luft halten, denn sie knausern mit jedem Gramm ihres Ballasts. Die Morgendämmerung kommt. Es wird heller um den Ballon, aber durchdringen kann das Licht die dichten Wolkenschleier doch nicht ganz. Das Wetter hat sich nicht im mindesten gebessert. Die beiden Düsseldorfer wissen, daß sie ihren Ballon jetzt nicht mehr länger in der Luft halten können. Der verbliebene Ballast reicht nicht mehr aus, um eine ordnungsgemäße Landung durchzuführen.

Landung? Sie wissen ja nicht einmal, ob sie noch eine Küste erreichen werden, ob sich nicht unter ihnen das nördliche Eismeer ausbreitet. Dann müßten sie im eiskalten Wasser niedergehen, schwimmen, auf ein Schiff hoffen. Wer weiß,

wie lange sie das durchhalten würden? Der Ballon verliert jetzt schnell an Höhe. Schon bei 500 Metern klären sich diesmal die Wolkenschleier auf. Ein rascher Blick nach unten: wieder das Meer, aber fern am Horizont die Küste. Sie könnten sich umarmen, denn der Sturm treibt sie auf den Rettung versprechenden Küstenstreifen zu. Sie sind jetzt vielleicht noch zehn, fünfzehn Kilometer davon entfernt. Die zweite Sauerstoffflasche fliegt über den Korbrand. Das gibt wieder Auftrieb, das bedeutet wieder ein paar gewonnene Kilometer.

Alles, was sie auch nur entbehren können, werfen sie über Bord, und dann wissen sie, sie werden es schaffen. Schon sind sie über der Brandung, darüber hinweg, ein morastiges Ufer, vorbei. Knapp werden sie über die Wipfel, von wilden und hohen Bäumen getragen. Das Meer verschwindet im Rücken.

Unter ihnen kracht und splittert es, der Korb streift die Kronen der Bäume, mehrere hundert Meter weit schlägt er eine regelrechte „Straße“ in diesen Urwald, dann straffen sich die Seile, die Ballonhülle hat sich in den weit ausladenden Ästen verfangen. Sie reißt gleich an mehreren Stellen. Ein letztes Krachen, ein letzter Ruck, dann pendelt der Korb langsam hin und her, schwingt aus, hängt still.

Zehn Meter unter den beiden Männern liegt die Erde.

*

Recht wackelig und windschief sieht das Zelt aus, das sich die beiden Düsseldorfser aus den Überbleibseln ihrer Ballonhülle gebaut haben, aber es erscheint ihnen doch als eine Zuflucht in diesem riesigen, verlassenen nordrussischen Waldgebiet, das zu allem Überfluß ein einziger Sumpf zu sein scheint, so daß der Zeltboden ständig feucht ist, auch wenn sie ihn mit mehreren Lagen von Holz abgedeckt haben.

Über ihre nächsten Pläne können sie sich nicht ganz schlüssig werden. Am

besten scheint es, sich zur Küste durchzuschlagen, dort werden sie am ehesten auf Menschen stoßen. Der „Trümmerstraße“, die sie bei der Landung in die Baumriesen geschlagen haben, können sie nur streckenweise folgen. Immer wieder versperren ihnen morastige Stellen — manchmal kilometerweit — den Weg.

Den Rückweg zum Zelt wollen sie sich sichern. Sie helfen sich mit roten Bändern, die sie aus einem übrig gebliebenen Abwurfbeutel geschnitten haben, und die sie jetzt in regelmäßigen Abständen an Bäumen befestigen. Einige Stunden kämpfen sie sich so durch den Wald, dann sehen sie ein, daß sie an diesem Tage nicht weit kommen werden. Also treten sie den Rückmarsch zum Zelt an. Besonders auf den letzten Kilometern fällt es schwer, die Richtung einzuhalten, denn in der hereinbrechenden Dämmerung heben sich die roten Bänder kaum von den dunklen Baumstämmen ab.

Selten haben Lohmann und Götze eine unbequemere Nacht verbracht. Die Tem-

peratur liegt bestimmt nur ganz knapp über dem Gefrierpunkt, die Holzknipfel des Zeltbodens sind alles andere als eine weiche Matratze.

Früh am nächsten Morgen sind sie wieder auf den Beinen, ein wenig erfrischt, denn trotz aller Unbequemlichkeit haben sie in ihrer Erschöpfung doch ein paar Stunden geschlafen.

Erneuter Aufbruch. Diesmal nehmen sie ihr kleines Handbeil mit, um — gewitzt durch die Erfahrungen vom Tag zuvor — große Kerben in die Bäume zu schlagen. Gegen Mittag können sie nicht mehr voran, die Anstrengungen waren zu groß. Jetzt blinzelt auch die Sonne ein wenig durch die Wolken, seit Tagen haben sie sie nicht mehr gesehen. Eine Ruhepause haben sie verdient, sie lagern sich an den Rand eines Sumpfes, und dann überwältigt sie die Müdigkeit.

Götze wacht als erster wieder auf. Was war das nur? Aufgeregt stößt er seinen Kameraden an: „Horch!“ Und dann hören sie es beide. Weit entfernt, aber deutlich zu hören, bellt ein Hund. Wie aus einem Munde fangen die beiden Düsseldorfser an, das Hundegebell nachzuahmen. Sie kommen sich wahrhaftig nicht lächerlich vor, wie sie da stehen und bellen. Irgendwie müssen sie den Hund zu sich heranlocken, denn wo ein Hund ist, da sind auch Menschen.

Sie laufen in Richtung auf das Gebell zu, dann plötzlich bleiben sie stehen und müssen aus vollem Halse lachen: vor ihnen steht, halb hinter einem Baum verborgen, ein Russe, der sein Gewehr auf sie angelegt hat.

„Mehr Angst als Vaterlandsliebe“, kommentiert Werner Lohmann, dem die Gewißheit der Rettung auch den Humor wiedergegeben hat, und noch lachend wirft er erst einmal als „Zeichen des Friedens“ das Handbeil weit von sich.

Die Verständigung ist mehr als schwierig. Erst einmal sind die beiden froh, daß ihr Vis-à-vis das Gewehr gesenkt hat. Sie malen einen Ballon auf ein Stück Papier, der Russe nickt, es hat beinahe den Anschein, als sei er ausgeschiedt worden, um nach ihnen zu suchen.

Dann marschieren sie zu dritt durch den Wald. Die Wanderung endet bei einer alten Blockhütte. Drei Frauen im unbestimmbaren Alter zwischen 25 und 50 Jahren laufen neugierig auf die Ankömmlinge zu. Der Mann spricht ein paar russische Worte, die Frauen suchen ein paar alte Kartoffeln zusammen und holen noch älteren Stockfisch herbei. Die erste warme Nahrung seit Tagen brodelt auf dem offenen Feuer in der Hütte.

Am nächsten Tage müssen sie noch einmal zum Landeplatz zurück, die letzten Habseligkeiten holen und vor allen Dingen den plombierten Barographen, der für die Entscheidung im Wettbewerb so wichtig ist. Den Frauen schenken sie bei dieser Gelegenheit die Ballonhülle. Ein herrlicher Kleiderstoff. Auf dem Rückweg dürfen dann die beiden Deutschen hin und wieder sogar das Gewehr tragen.

Noch eine Nacht verbringen sie in der Waldhüterhütte. Dann geht es auf die erste Etappe des Heimwegs. Der alte Russe bringt sie nach Nadvoicy am Weißen Meer. Die Polizei dort sperrt sie erst einmal ein.



Werner Lohmann startet zu seinem 100. Flug

„Carascho“, der eintretende Offizier setzt ein Grinsen auf, das beinahe so breit ist wie die Epauletten auf seiner Uniform. Mit freundlichen Gesten geleitet er die beiden Deutschen zu seinem Wagen, und dann geht es im Zockeltrab quer durch Nadvoicy zum einzigen steinernen Haus des Ortes, zur „Residenz“ des Stadtkommandanten. Sie sehen aus wie zwei heruntergekommene Landstreicher, als sie das Haus betreten, in neuer Kleidung schreiten sie wie vollendete russische „Gentlemen“ zur großen Abendtafel mit den Honoratioren von Nadvoicy.

Der Kommandant hält eine Begrüßungsansprache, sogar ein Dolmetscher ist da, das Wort „Na sdrowje“ braucht er nicht zu übersetzen. Der Russe leert sein Wasserglas mit Wodka in einem Zug, die Gäste halten mit. Ballonfahrer vertragen allerhand, aber jetzt wird ihnen doch leicht „schummerig“.

Natürlich müssen sich die Deutschen für die Aufnahme bedanken. Götze erhebt sich, er spricht einige Worte. Begeisterter Applaus wird ihm zuteil, und natürlich das übliche „na sdrowje“. An diesem Abend kommen die beiden Düsseldorf nicht mehr zu ihrem Essen. Sie wachen erst wieder auf, als die Sonne durchs Fenster in ihr Schlafzimmer scheint.

Drei Tage sind sie Gast in Nadvoicy, sie nützen die Zeit und die sich plötzlich einstellenden Sonnentage zu Fahrten in die wildromantische Umgebung, zum Segeln im Weißen Meer. Dann wird ihnen ein Erster-Klasse-Freibillet für die russische Staatsbahn nach Murmansk in die Hände gedrückt. Der Stadtkommandant hat dort einen Bekannten, der wird sie vom Bahnhof abholen und sich weiter um sie kümmern.

*

Kapitän Smith hat nicht die beste Laune. Erstens liegt sein Schiff nun schon seit Tagen in diesem gottverlassenen Murmansk, zweitens ist mit seiner Holzladung nicht alles so glatt gegangen, wie er es sich gedacht hatte und drittens überhaupt. Und dann kommen zu allem Überfluß noch diese beiden Tramps aus Germany und wollen mitgenommen werden. Mitten in der Nacht, wo er doch am Morgen auslaufen will und sowieso schon bis über beide Ohren in der Arbeit steckt.

„No!“ hat er durch die Kajütentür gebrüllt, als sein Maat ihm den Wunsch der beiden Deutschen, die er an Deck abgefaßt hatte, vortrug. Na, die ist er erst einmal los. Sollen sie doch zuhause sehen, wie sie wieder nach Hause kommen. Drüben liegt ja noch das andere englische Schiff, und dann ist da auch noch der Grieche.

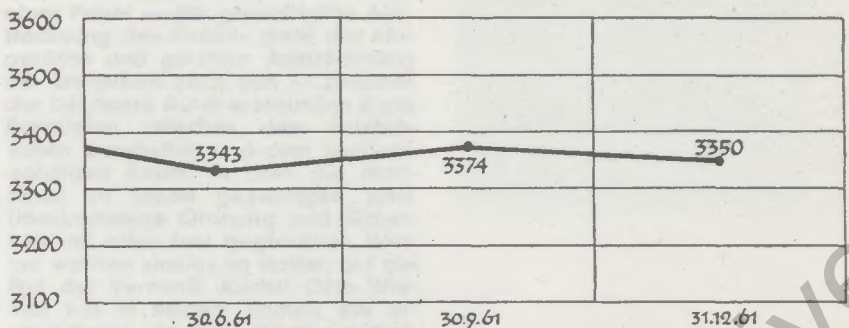
Der biedere Kapitän Smith ahnt nicht, daß Carl Götze und Werner Lohmann sehr hartnäckig sein können, wenn es darauf ankommt. Außerdem weiß er nicht, daß sie auf dem anderen Engländer schon Pech gehabt haben und den griechischen Dampfer gar nicht erst in Betracht gezogen haben.

Kapitän Smith hat gehört, wie sein Matrose die beiden Deutschen mit einem bedauernden „sorry“ am Fallreep verabschiedet hat. Jetzt sitzt er wieder über seinen Schiffspapieren.

Fortsetzung folgt

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



Zugang vom 1. 10. 1961 bis 31. 12. 1961

= 130 Arbeiter

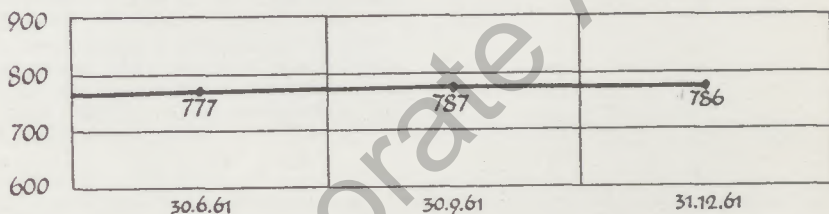
Abgang vom 1. 10. 1961 bis 31. 12. 1961

= 154 Arbeiter

effektiver Abgang

24 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 10. 1961 bis 31. 12. 1961

= 28 Angestellte

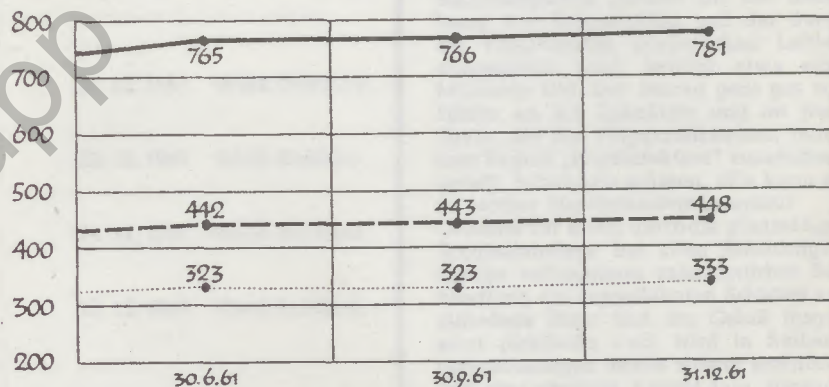
Abgang vom 1. 10. 1961 bis 31. 12. 1961

= 29 Angestellte

effektiver Abgang

1 Angestellter

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt:

Pensionäre:

Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 10. 1961 bis 31. 12. 1961

= 28

(16 Pensionäre
12 Pens.-Ww.)

Abgang vom 1. 10. 1961 bis 31. 12. 1961

= 13

(11 Pensionäre
2 Pens.-Ww.)

Wir begrüßen alle, die neu zu uns gekommen sind.

Unsere Bitte an alle anderen: Helft den neuen Kollegen, daß sie sich in der zunächst noch fremden Umgebung schnell zurechtfinden.

Neue Bücher

Rudolf Otto Wiemer: „Nicht Stunde noch Tag“ oder die Austrocknung des Stroms, 448 Seiten, J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart.

Eine bunte Fülle von Gestalten, dynamisch konzentrierte Atmosphäre voll geheimnisvoller Derbheit, darüber das präzise konstruierte Gerüst treffsicherer Stilistik, das alles zeichnet dieses Werk nicht allein aus. Dieser Roman bemüht sich darüber hinaus ernsthaft, das Religiöse auf der ihm zukommenden weltlichen Basis lebendig zu regenerieren. Rudolf Otto Wiemers Roman ist keine nach althergebrachten Mustern strenge und hausbackene Beschäftigung mit der Religion, sondern eine zeitgemäße und fast revolutionär zu

nennende Auseinandersetzung mit den Problemen. Beinahe in der Form einer Fabel — die gewaltsame Austrocknung des Flusses zieht die körperliche und geistige Austrocknung der Menschen nach sich — zeichnet der bekannte Autor erstaunlich klare Parallelen zwischen dem tatsächlichen Geschehen und dem seelisch-geistigen Raum, in dem die Menschen zu leben gezwungen sind. Überkommene Ordnung und Sicherheit mit allen fest geglaubten Werten werden sinnlos im Hoffen auf die Flut der Vernunft. Rudolf Otto Wiemer hat in seinem Roman ein erschreckend aktuelles Werk geschaffen, das in keinem Punkt der Wirklichkeit aus dem Wege geht. Nach zahlreichen Versuchen der zeitgenössischen Literatur scheint hier die Erneuerung des christlichen Romans sich anzubahnen.

Durch den Tod gingen von uns:

Albert Lenden

früher Räderfabrik

7. 12. 1961 Werk Oberbilk

Otto Lück

Pensionär
früher Martinwerk

21. 12. 1961 Werk Oberbilk

Karl Scheen

Sozialabteilung

23. 12. 1961 Werk Reisholz

Dieter Kaspar

Rohradjustage III

24. 12. 1961 Werk Reisholz

Albert Aßmann

Schlosserei

28. 12. 1961 Werk Reisholz

Friedrich Jacobs

Pensionär
früher Rohrkaltzieherei

30. 12. 1961 Werk Reisholz

Friedrich Perpeer

Pensionär
früher Reparaturdreherei

31. 12. 1961 Werk Reisholz

Hubert Spielmann

Pensionär
früher Schlosserwerkstatt

1. 1. 1962 Werk Oberbilk

Oswald Stemmer

Pensionär
früher Martinwerk

4. 1. 1962 Werk Oberbilk

Karl Weber

Pensionär
früher Werkzeugmacherei

4. 1. 1962 Werk Oberbilk

Der Giftzahn und

Zahnärztlicher Rat zur Vorbeugung von Herdinfektionen von Med.-Rat Dr. Holzhauer

Die Summe, die gegenwärtig in der Bundesrepublik jährlich für die Behebung von Zahnschäden und der durch sie verursachten körperlichen Leiden ausgegeben wird, beträgt etwa eine Milliarde DM. Der Betrag geht gut zur Hälfte an die Zahnärzte und an jene Ärzte, die die Folgekrankheiten, unter dem Begriff „Herdinfektion“ zusammengefaßt, behandeln müssen. Wie kann es zu solcher Herdinfektion kommen?

Obschon vor allem durch die planmäßige Schulzahnpflege bei allen Einsichtigen infolge rechtzeitiger zahnärztlicher Behandlung die ausgedehnten Schäden am einzelnen Zahn und am Gebiß insgesamt rückläufig sind, wird in Reihenuntersuchungen immer wieder ermittelt, daß eine gewisse Anzahl von Jugendlichen, ungeachtet aller Ermahnungen, ihre Zähne einfach verfallen läßt. Nachdem die akute Schmerzperiode abgeklungen ist, tut eine Zahnruine infolge des Zerfalls des Zahnmarks nicht mehr weh. Diese Schmerzlosigkeit wird denn auch zumeist als Argument für die unterlassene Behandlung angeführt, ohne daß bedacht wurde, daß erst jetzt die Hauptgefahr für die Gesundheit einsetzt.

An der Wurzel des schmerzlosen und deshalb harmlosen Zahns nämlich bildet sich ein umschriebener Eiterherd, dessen Existenz zunächst ebenfalls nicht spürbar ist. Aber von diesem Herd aus — und deswegen spricht die Medizin von Herdinfektion — wandern auf dem Blutwege Eiterpartikelchen, Bakterien und Bakteriengift durch den ganzen Körper und setzen sich im Laufe von Monaten

Spätschalter oder Scheck?

Die Diskussion über die Frage, ob sich bargeldlose Lohnzahlungen endgültig in Deutschland durchsetzen werden, hat sich in jüngster Zeit zugespitzt. Aus der Wirtschaft mehren sich die Zweifel, ob die Kreditinstitute überhaupt in der Lage seien, ausreichende Möglichkeiten zur Barabhebung der gutgeschriebenen Löhne zu bieten. Die Schalterstunden, so wird argumentiert, seien viel zu knapp bemessen. Ob verlängerte Schalterstunden allein genügen, um die zweifellos bei vielen Arbeitnehmern noch immer vorhandene Abneigung gegen Lohnkonten zu überwinden, ist eine offene Frage. Es kann nicht der Sinn der bargeldlosen Lohnzahlung sein, daß die Auszahlung lediglich vom Betrieb auf Banken und Sparkassen verlagert wird. Worauf es ankommt, ist doch, daß sich möglichst auch die Zahlungsgebräuche ändern. Solange die Hausfrauen nur mit Bargeld beim Lebensmittelhändler bezahlen und solange der Familienvater Hemmungen hat, Rechnungen mit Scheck zu begleichen, so lange wird die Überweisung von Löhnen und Gehältern auf Konten wenig Sinn haben und nur als unbequem empfunden werden. Erst wenn möglichst viele Zahlungsvorgänge von den Konteninhabern auch bargeldlos abgewickelt werden, wie das im Ausland vielfach schon gang und gäbe

ist, wird mit dem Lohnkonto auch der gewünschte Rationalisierungseffekt erzielt.

Aus der Personalabteilung:

Ernannt wurden ab 1. Dezember 1961 innerhalb des Rohrwerks **Hans Claßen** zum Meister für das Reduzierwalzwerk, **Baptist Hein** zum Meister für die Rohrkaltzieherei II und **Manfred Stegmann** zum Meister für die Rohrkaltzieherei I. Ernannt wurden ab 1. Januar 1962 **Wilhelm Bickschäfer** zum Obergeringenieur, **Dipl.-Ing. Karl Heinz Schrader** zum Betriebsleiter der Betriebe Siederohre und Rohrschlangen. **Ing. Bernhard Junker** wurde die Gesamtleitung der Betriebe Gasrohre, Siederohre und Rohrschlangen übertragen. **Dipl.-Ing. Albert Eickhoff** wurde zum Betriebsleiter der Präzisionsbetriebe II und III ernannt. **Dipl.-Ing. Erhard Thon** übernahm die Gesamtleitung der Präzisionsrohrbetriebe. **Ing. Werner Hubbert** wurde zum Betriebsassistenten innerhalb der Präzisionsrohrbetriebe und **Hans Bruns** zum Betriebsassistenten in der Warmzieherei III/Blockwalzwerk ernannt. **Hermann Michels** wurde Meister für die Betriebsabteilung Werkzeugbearbeitung innerhalb der Rohrwerkswarmbetriebe und **Adolf Kürten** wurde Meister für die Rohrkaltzieherei III.

Wichtiges mit wenig Worten

seine Gefahren

und Jahren an besonders anfälligen Organen ab. Bevorzugt sind vor allem das Herz, die Nieren, Gelenke sowie bestimmte Muskelpartien.

Unversehens und fast spontan setzen heftige Schmerzen ein, die dem Betroffenen unerklärlich sind. Gelingt es, einen giftstreuenden Zahn frühzeitig als Ursache zu ermitteln, so kann auch der fernliegende Krankheitsprozeß zum Abklingen gebracht werden. Das in Abständen jagende Herz zum Beispiel arbeitet dann wieder normal oder der Muskelrheumatismus klingt ab. Nicht selten jedoch wird die Ursache der Beschwerden am befallenden Organ selbst gesucht; es vergeht wertvolle Zeit mit Untersuchungen, vielleicht sogar mit Kuren und Krankenhausaufenthalten. Im ärgsten Fall bleibt, wenn der schuldige Zahn zu spät festgestellt wird, das Organleiden bestehen, weil die Bakterien und Bakteriengifte es derart infiziert haben, daß eine Ausheilung nicht mehr möglich ist. Die Folge sind Invalidität und frühes Siechtum.

Dieser Zustand und die mit ihm verbundenen hohen Unkosten für die Gesellschaft, die in diesem Fall von den Krankenkassen repräsentiert wird, sind nur zu vermeiden, wenn man für ausreichende Zahnpflege und rechtzeitige Behandlung der kleinsten Schäden am Gebiß sorgt. Zahnärztliche Frühbehandlung ist schmerzfrei, erfolgssicher und billig. Solange das Zahnmark — der sogenannte Nerv — als Träger des Lebens im einzelnen Zahn gesund erhalten bleibt, ist die Herdinfektion praktisch ausgeschlossen. Es hat daher seinen guten Sinn, wenn wir jedem empfehlen: Zweimal täglich Zähneputzen — zweimal jährlich zum Zahnarzt!

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassensunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
werkseitig
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
am Vortage der Lohnzahlung
jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

täglich, außer mittwochs,
von 10.30 bis 15.30 Uhr;
mittwochs geschlossen

Sozialabteilung Oberbilk

dienstags und donnerstags
12.00 bis 16.00 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

mittwochs 13.00 bis 15.00 Uhr

Arztprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 11.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.45 bis 16.40 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

dienstags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags, freitags
11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

die Tankstelle

montags, mittwochs, freitags
6.00 bis 7.40 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

Unsere WERKMITEILUNGEN brachten 1961:

Werk- und Werksgeschichte

	Seite
Der Anhänger	9
Kurz berichtet — schnell belichtet	14, 16, 86
Arm am Beutel, krank am Herzen	20
Lehrabschluß — und dann?	31
Der Hampelmann am Schmiedekran	41
Muß das sein?	46
Die Zukunft hat begonnen	48
50 Jahre Baugesellschaft Reisholz	54
Eine Betriebsbesichtigung besonderer Art	57
Unsere Stoßdämpferabteilung	60
Das Leben gerettet	61
Jubilare blieben jung	118

Rationalisierung, Verbesserungsvorschläge, Erfindungen

Vorschlagswesen im Vormarsch	2
Wir könnten viel mehr Freizeit haben	102

Gesundheits- und Unfallschutz

Sicherheit durch Achtsamkeit	42, 43
Die Arbeit der Unfallvertrauensleute	60
Willst Du der nächste sein?	91

Urlaub und Freizeit

Arm am Beutel, krank am Herzen	20
Auch Sportler aus Reisholz waren dabei	65
Reisezeit — immer aktuell	67, 95

Aus Industrie und Wirtschaft

Die wirtschaftlichen Kräfte des neuen Jahres	11
Stahl und Eisen	13
Ist Sozialarbeit wirklich notwendig?	62
Nur ein Groschen	67
Vom Frauenkauf zur harten Mark	66
Die Kunst reich zu werden	94

Berufsethik und Betriebspsychologie

Do it yourself?	36
Ist Sozialarbeit wirklich notwendig?	62
Gibt es echte Chancen im Beruf?	82
Im Trommelfeuer moderner Testmethoden	88
Mitarbeiter oder Nummer?	104

Löhne, Gehälter, Steuern usw.

Wie lebt der europäische Arbeiter?	18
10. Lohnveränderung	47
Wehrdienst ohne private Sorgen?	74
Der Ratschlag	92
Steuervorteile für Autobesitzer	93

Reiseberichte und Studienfahrten

Großbritannien — Land der demokratischen Möglichkeiten	74
Wohin der Wind sie trieb	120

Jugend und Nachwuchs

Emanzipation der Eltern	24
Lehrabschluß — und dann?	31
Jugend und Vaterlandsiebe	35
Eine Betriebsbesichtigung besonderer Art	57
Aus meinem wird mal was	63
Man müßte nochmal 17 sein	125

Gewerkschaftliches

Betriebsratswahlen 1961	45
Über die Praxis der Mitbestimmung	84

Das Reich der Frau

Hausfrau werden ist nicht schwer	22
Rezepte und Tips	23, 92, 93, 109, 110, 112
Die Kunst reich zu werden	94
Auch Massenwohnungen brauchen Atmosphäre	106
Küche aus eigener Werkstatt	108

Bücher und Bücherei

Aus unserer Werkbücherei	26, 77, 78, 98
Neues vom Büchermarkt	26, 27
Schießen Sie nicht auf den Bibliothekar	77
Reisholzer Bücherei zog Bilanz	98

Kurzgeschichten

Drei Söhne	24
Saisonbetrieb	80
Der Spiegel	100
Der Melancholiker	126
Die drei dunklen Könige	128